

# Breslauer Sonntagblatt

Illustrirte Zeitschrift

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Bezugs alle Buchhandlungen und Postämter des Deutschen Reichs entgegen.

Ausgegeben am 25. April.  
Der Jahrgang 1867 vom 1. October 1866 bis dahin 1866.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen 1. — pro Quartal bei sämtlichen Postämtern 1/30 pro Quartal Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.  
(Fortsetzung.)

### Fünftes Capitel.

**F**rau Maria Kämmerer, die jedes der bedrohlichen Worte vernommen hatte, — nicht minder wie neben ihr die Stadtraubaffen, die sich bedeutungsvoll anfasen und sich heimlich mit den Ellenbogen berührten — erschrock bis in die Seele hinein. Nun konnte es dennoch zum öffentlichen Vergerniß kommen, und das Aller schlimmste war zu fürchten.

Sieben erzwog sie mit entschlossenem Muth, ob es nicht besser sei, durch ihre Gegenwart den heraufziehenden Sturm zu beschwören, da wurde sie abermals unerwartet angeredet, und diesmal von einem vornehmen Herrn, der sich in schwarzem Sammetrock, goldgestickter Leibweste und mächtiger, damals neu-modischer Monge-Perrücke präsentirte.

„Hochachtbarste Frau Kämmerer wollen einige Worte per-mittiren. Es gereicht uns zu sonderlicher Satisfaction, Dero Connaissance zu machen.“

Frau Maria verbeugte sich pflichtschuldigst und blickte überrascht auf den ältlichen wohlwollenden Herrn, der ihr völlig unbekannt war.

Nicht minderes Staunen, auch wohl Reid und Reuziger spiegelten sich auf den Gesichtern der anderen Frauen, während die drei Köpfe an jenem Tisch unter dem Aufbaum sich zusammenlegten und heftige Bemerkungen austauschten.

„Könnt's glauben — es ist der Vicestanzler selbst,“ sagte der Hofkral Martin Heitsch, „das hat Besonderes zu be-deuten.“ Und mit gestreckten Halsen und gespannten Sinnen lauschten die Drei den weiteren Worten.

„Vollmar Happe, herzoglicher Rath,“ sagte der würdige Herr, indem er sich selbst vorstellte. „Wollte eigentlich den ehrsamem Meister, Euren liebwerthen Chehern selbst sprechen, aber die Fortuna hochblühlichen Armbrustschießens scheint ihn gefangen zu halten; so muß ich mich denn an Euch wenden, bin aber desselben nicht minder contentirct.“

Ohne Zwang nahm er sodann auf einem Schemel neben

der Bank Platz und streich sich mit behandschuhter Hand die ge-füllte Brustkrause. Dann stüßte er sein Kinn auf den goldenen Stockknopf und fuhr fort:

„Es war viel von Euch in den verwichenen Tagen die Rede. Seine hochfürstliche Gnaden freuen sich immerdar über thätige und fleißige Bürger seiner Residenzstadt — und wenn man so näher observiret, begreift sich das Uebrige.“

„Ah, der Herr Geheimrath meinen sicherlich die Witt-schrift meines Mannes wegen des Privilegiums,“ sagte Frau Maria, erleichtert, sich über diese wichtige Sache einmal offen aussprechen zu können — und da das Schweigen des vornehmen Herrn ausdrückte, daß sie den richtigen Punkt berührt, fuhr sie fort:

„In Wahrheit, hochmögender Herr, ich habe zuerst nichts davon wissen wollen, sintemal ich es immer für ein groß Unrecht achte, Andere nicht auskommen zu lassen und ihnen den Nahrungsstand zu beschweren. Und so ist es meine Meinung noch jetzt. — Mein Mann freilich hat hin und wieder keinen rechten Lebensmuth, und da heißt es zurprechen. Ich fürchte keinerlei Mißkäufer und sonstige Bönhafen — wir kommen auch so durch.“

Herr Vollmar Happe schien an der offenen, ungeschminkten und zugleich selbstlosen Art der Bürgerfrau Gefallen zu finden. Er dehnte seinen Besuch aus und fragte nach den verschiedenen Umständen ihres Gewerbebetriebs, um genauen Bericht erstatten zu können, wie er bemerkte.

„Schaun Sie, gnädigster Herr, da ließe sich viel discurren,“ sagte Frau Maria. „Früher bezogen wir die Märkte in Apolda und Jena und auch wohl in Eisenach alle Jahr drei-mal; wir haben es uns rechtsschaffen sauer werden lassen, und der liebe Gott hat seinen Segen gegeben. Eklisches Jahr haben wir wohl an die acht bis zehntausend Kalender und Schulbücher verkauft. Das bringet auch wohl Wissenschaft und gute Lehr unter die Leut, maßen wir immer fürgesehen haben, daß Nug-bares und Kluges in denen Büchern zu lesen war. Und gerad

deshalben gab es immer viel Unrast, Müß' und Sorge vorkauf. Seht freilich ist es nimmermehr von Nöthen."

"Weil man nun das Schäfflein im Trocknen hat," meinte der Rath beifällig. "Man höret ja nur Gutes und Treffliches: drei Häuser in der Stadt, Acker und Gärten und sonstig sehende Habe, unangesehen die liebholden Töchterlein dazu, muß ein feines Hauswesen sein."

"Achten Sie das nicht so hoch, gnädigster Herr," erwiderte Frau Maria. "Fleißig Gut, was will's bedeuten zuletzt. — Hab auch sonst meine Denkwais. Damals wohl sind wir recht glücklich gewesen trotz aller Mühseligkeit und Last, denn wir waren jung — aber denk ich daran zurück, ist's doch nur wie ein Traum, gerad als ob uns morgen oder heut Alles wieder könnte genommen werden."

"Ihr seid eine fromme gottesfürchtige Frau, wie ich seh, drum wird auch der Segen andauern und bleiben."

"Nein, so ist's doch nicht, gnädiger Herr," sagte die Frau abwehrend, "und ich möcht nicht anders scheinen als ich bin. Es heißet wohl: Der Herr giebt's den Seinen im Schlaf, aber das ist nur ein Spruch für die Tagebiede. Wir haben nicht geschlafen, und mit dem Beten war's auch nicht gethan, am allermindesten, Herr. Mit Beten wären wir heut noch so arm als zuvor. Arbeiten — das ist's, hochhebler Herr — sich rühren, schaffen und werkeln früh und spät, dann kommt man vorwärts. Sorg' und Kummeraß bleibt derothalben doch nicht aus, wie man das Seinige soll zusammenhalten und mehren. Denn was nicht mehr wird, wird zuletzt immer weniger. Freilich was liegt daran. Im Grund schafft man und spart man doch nur für Andere, gerad wie es heißt im Denkspruch ob unsrerer Haushür."

"Und wie lautet der, Fürtrefflichste?"

"Euer Gnaden müssen nicht denken, daß wir den Spruch selbst gemacht. Er stand schon da, als wie vor zehn Jahren das Haus gekauft, stammt also wohl aus uralter Zeit — aber weil er uns gefallen, haben wir ihn stehen lassen."

"Zu Gottes Hand stell' ich dies Haus,  
Gar bald schon trägt man mich hinaus.  
Der Nächst' auch wird zum Bittererhhaus,  
Den Dritten trägt man auch hinaus.  
Nun sag mir, wem gehört dies Haus?"

"Hm! hm!" machte der würdige Bizekanzler, indem seine Hand mit den breiten Manichetten über die mageren Wangen fuhr. "Ihr seid Alles erwogen fürwahr eine fast weise Frau, so zu sagen ein ingenium philosophicum, und die sind annoch rar in deutschen Landen."

Frau Kämmerer lächelte geschmeichelt; auch wenn sie das Lateinische nicht verstand, verrieth sie doch den Sinn, aber sie lehnte ihn ab. "Was denken gnädigster Herr. Unser bißchen Plage will nichts heißen. Und doch hält ich keine Nacht Ruh, wenn ich alles Böse über die Schwelle lassen wollte. Wegschieben muß man's, leichtwehmen, dann fliegt's auf und davon. Andere freilich und der auch, der unser Haus gebaut, stellen Alles in Gottes Hand. Schon recht, aber selber dazuthun muß man auch, denn ich mein, der liebe Herrgott hat mehr zu thun, als Jedem in den Topf zu schau'n und in jedem Ameisenhaufen herumzusüßren. Zuletzt sind wir auch nicht viel mehr als Ameisen. Für uns heißt's, sich nicht unterackern lassen. Helfen muß man, wo es angeht, überall mit angreifen, wo's Noth thut, aber sonst der Welt die Stirn bieten. Der Herr Gott hilft keinem, der sich nicht selbst hilft, und mit Kopfhängen und Abwarten ist's nicht gethan. Das ist so meine Art, Herr, und nichts für ungut."

"Hm, hm!" machte wieder der Hofrath und betührte die Hand der stattlichen Frau. "Mich dünkt, das ist die rechte Lebensweisheit, die auch manch Andere in Consideration ziehen könnten. Bei so festem Rath wollen wir hinwiederum gern in Proposition stellen, ob Euch nicht doch mehrgedachtes Privilegium zu gestatten sei, um Euch in's künftige Beschwerlichsteiten

zu ersparen. Rechnet demnach fest darauf. Was in unsern Kräften steht, soll geschehen."

"Gebt Acht, die beschwagt den auch noch," flüsterte der Stadtschreiber zum Capitän. "Alle Welt weiß sie zu fördern, zu kiren und um den Finger zu wickeln. Wo sie es nur her hat, es ist zum Staunen."

Frau Kämmerer verbat sich ebenso tactvoll als energisch jede Protection auf Kosten Anderer, denn es wäre schweres Unrecht, anderen braven Leuten das Brot vorweg zu nehmen oder deren Fleiß und Thätigkeit Hemmnis zu bereiten.

"Nun, wie Ihr wollt," sagte der Hofrath, "ich werde Eure Bedenten zu würdigen wissen."

Frau Kämmerer war inzwischen aufgestanden, sie fühlte sich sichtlich erleichtert, ihrem Herzen einmal Luft gemacht zu haben. Jetzt verbeugte sie sich ehrfurchtsvoll.

"War mir schier eine unverdiente Ehr, hochfürstlicher Herr Rath, aber nun hab ich über meinem Geplausch ganz vergessen, nach meinen Kindern zu schauen."

"Wohl, so gestattet mir, Euch zu begleiten," versetzte der Hofrath, "ich bin nicht wenig neugierig, Dero liebwerthe Töchterlein zu begrüssen, hört man doch allenthalben nur ihre Schönheit preisen."

Aber indem man sich in Bewegung setzen wollte, scholl aus der Ferne und zwar vom Tanzplatz vernehmlicher Tumult herüber, erst heftiger Wortwechsel, dann drohender Zuruf vieler Stimmen, schließlich sah man geschwungene Arme und Stöcke, gleich darauf fliegende Kreuze.

"Heiliger Gott! nun sind sie doch aneinander, und meine Kraft ist am Ende," rief Frau Maria und sank wieder auf die Bank nieder, aber sofort erhob sie sich wieder wie eine Löwin.

"Meine Kinder, meine Kinder!" und entschlossen stürmte sie vorwärts, um sich in das Kampfgewühl zu stürzen. Es bedurfte dieser letzten Anstrengung um so weniger, als sie doch zu spät gekommen wäre. Beide Töchter, Veronika und Concordia, kamen der Mutter entgegen gestürmt.

"Nein das ist doch zu arg, dieser Liebe, dieser Kramer und gar der tolle Schneidersjunge! Dem haben sie's aber gegeben. Wer heißt sie, sich dreinmischen und auf solche Weise! Wenn nur sonst kein Unglück geschehen ist. Sie raufen immer noch miteinander. Helft mir, helft, sonst giebt's noch Blutvergießen!"

So schlimm freilich war's nicht, obgleich auch das Vorgefallene unerhört genug war. Die beiden Studenten Moys Hemmeyer und Fritz Fuhrmann waren von den Waffen ihrer Gegner übel zugerichtet: der Eine hatte einen Stockschlag aber das Gesicht bekommen, so daß Stirn und Auge geschwollen waren; der Andere blutete aus einer Kopfwunde, die er von den Scherben eines geschleuderten Glases erhalten.

Die Mißthäter standen zur Seite des gebietten Tanzplatzes, umgeben von zahlreichen Freunden und Genossen, Alle mit blühenden Augen und wild durcheinander redend, während die Gegner aus Fera den Tanzplatz selbst behaupteten, beide Parteien zornschäumend und kampfbereit. Jeden Augenblick konnte es abermals zum Zusammenstoß und zum unberechenbarsten Tumult kommen; umsonst, daß angesehene Bürger ihre Stimmen erhoben, um Frieden zu stiften, umsonst auch, daß der Preißenmeister von einer Gruppe vor andern lief, scheltend, mit seiner Preiße Schläge austheilend und mit Stentorstimme Ruhe gebietend, wie es seines Amts als Constabler war.

Glücklicherweise trat im bedrohlichsten Moment ein Ereigniß ein, das wie ein wohlthätiger kalter Wasserstrahl auf die Gemüther der Erhigten wirkte.

Abermals nämlich scholl ein langer Trommelwirbel vom Schießstand, dann ein schmetternder Trompetenstoß und ein lauter Jubelruf:

"Hurrah! Königsschuß! Hurrah Kämmerer! Kämmerer ist König geworden!"

Diese Kunde scholl wie ein Alarmruf durch die weiten Räume des Schießgrabens und wurde trotz des allgemeinen

Zubels von den einzelnen Gruppen doch mit sehr verschiedenen Empfindungen begrüßt.

Die Kämmerer'sche Partei, das heißt die nächsten Hausfreunde der Familie wie die einflußreichen Wöner, einschließlich die Jeneiser Studenten, war mit diesem entscheidenden Schlage die siegreiche geworden. Die Anderen, nämlich die aufgebrauchten Bürgerföhne und Gesellen, welche die Anstifter des Tumults gewesen, sahen sich plötzlich im Stich gelassen. Es ist an diesem Abend nicht mehr ausgemacht worden, wo Johann Liebe der Postamentler und Zacharias Kramer der Seifensieder geblieben, sie waren bald darauf verschwunden und wurden nicht mehr gesehen.

An dem Tisch, an welchem der Stadtschreiber Caspar Conchylius und der Invalide Capitän Michel Junkel saßen, herrschte Stille und Bestürzung. Ein solcher fabelhafter Glücksfall war in den Annalen der Aembrußschützen noch niemals dagewesen, erschien ebenso unerklärlich als übernatürlich.

Eine ähnliche Empfindung mochte die braven Nachbarinnen der Frau Maria befeelen, denn sie blickten einander gegenseitig mit einem wahren Entsetzen und verständnisvollem Kopfschütteln an.

Auch an vielen anderen Tischen, selbst an einzelnen des Hauptmanns, des Rüstmeisters und der Siebener waltete das feierliche Schweigen des Staunens und Befremdens wie etwas Unheimliches, dem Lauf der Dinge Widersprechendes.

Abraham Kämmerer selbst, der beneidete Glückliche, befand sich in einem seltsamen Zustand. Sein eigener Erfolg hatte ihn zuerst wie betäubt, und wortlos nahm er von den schweigenden Schiedsrichtern den Hauptpreis, einen goldenen Becher und eine feidene Fahne, in Empfang. In gleicher Bestürzung verfaß er diesmal den Schützenpruch oder ein neues Räthsel, das die Umstehenden von ihm erwarteten.

Sicherlich wäre ihm die Erfüllung dieser Pflicht dennoch nicht erlassen worden, wenn nicht in vorgerückter Stunde der Geburprinz Wilhelm Ernst in Begleitung mehrerer Herren vom Hofe erschienen wäre, um die Freunde des Volksfestes selbst noch ein Stündchen zu kosten. Diese persönliche Theilnahme an Lust und Leid des Volks ist seit uralten Zeiten im Weimari'schen Fürstenhause rühmlicher Brauch gewesen.

Ein festlicher Trompetenschiff schmetterte, als der gefeierte junge Herr in Begleitung des Hofmarschalls Günther von Schwarzenfels und des Jägermeisters Christoph von Thängel erschien. Gleichzeitig wurden die bunten Lampenreihen in der Halle wie an den Baumstämmen entzündet, und die Musik stimmte eine neue rauschende Tonweise an, während der volle Mond über den dunklen magisch beleuchteten Baumwipfeln heraufstieg. Das bewegte Volksfest nahm noch einmal einen neuen Aufschwung.

Der Geburprinz Wilhelm Ernst, bei aller seiner Jugend ein ritterlicher würdevoller Mann von fast gelehrtem Ansehen, schien in ungewöhnlich heiterer Stimmung zu sein und begrüßte die anwesenden Gäste wie den Vorstand der Schützengilde mit leutseligster Huld. Im Verlaufe des Gesprächs erwähnte er sehr bald das ungewöhnliche Ereigniß und ließ sich sofort den Halben des Tages, den glücklichen Schützenkönig vorstellen; hatte dieser doch den goldenen Pokal gewonnen, den der regierende Herzog selbst zu dem heutigen Schießen als „Westes“ gestiftet.

„Ihr scheint ja eine besonders gefeyte Aembruß zu haben, mein Vieber,“ sagte er zu dem sich wiederholt Verbeugenden; oder lernt man solche Kunst beim Buchbinden?“

„Das nicht, aber, halten Euer hochfürstliche Durchlaucht zu Gnaden, unser einer findet allzeit fürtreffliche Meerk und Keenspruch auf den Kleinoden, so Eurer Durchlaucht Ahnen in unsren Schatz gestiftet haben; die hab ich mit Fleiß studirt.“

„Das wäre zum Exempel?“ fragte der Prinz.

„Zum Exempel:

Gott und dem Glück  
Trau ich alle Augenblick;

oder auch ein anderes:

Der den Gewinn will tragen weg,  
Der ziel gerad, treff wohl den Fred.  
Zu hoch, zu niedrig und zu schwach,  
Dorneben hin — dient nichts zur Sach —

„Ich weiß,“ unterbrach ihn lächelnd der Prinz, indem er die Schlussverse ergänzte:

„Rudolph von Brachsenstedt Der hieß,  
Der solchen Schild verhehen ließ,

wenn ich nicht irre im Jahre 1609.“

„Und dann den Hauptspruch, Durchlaucht,“ fuhr Kämmerer mit steigendem Muth fort:

„Schießen ist wohl eine Kunst,  
Aber es bringt bald Angst,  
Wohl auch den Vetter es bald verdrückt,  
So ihm der Freund das Glück abkriecht.“

„Ihr habt fürwahr ein gut Gedächtniß,“ bemerkte der Prinz, „aber wir hoffen doch, es wird Euch jedweder Ehrenmann das Glück vergönnen. Kann man Euch als dem Schützenkönig sonst eine Günst erweisen, so sprecht. Zwar Euch soll es an nichts ermanqeln, wie wir hören.“

„Doch durchlauchtigster Herr,“ erwiderte der Buchbinder mit rother Gesichtesgegenwart, „das Privilegium!“

Der Geburprinz sah fragend auf seine Begleiter.

„Wenn hochfürstliche Gnaden befehlen, werde ich morgen den Tags Relation erstatten über sothane Sache,“ sagte der Geheimrath Hayne, welcher näher getreten war.

„Es sei so,“ erwiderte der Geburprinz, „Kann übrigens Alles doch nur geschehen vorbehaltlich der hohen Genehmigung unseres Herrn Vaters, sowie seiner Ráthe;“ und zu Kämmerer gewendet:

„Auf ein andermal, mein Vieber. Eurer Hausehre und Familie alles Gute und Glückwünsche. Vielleicht sehen wir sie naher auf dem Tanzboden oder sonst wie. Damit war Kämmerer entlassen. Stolz wie ein Triumphator schritt er zu den Seinigen zurück, während Fahne und Pokal ihm vorausgetragen wurden. Kämmerer war jetzt völlig wieder zu sich selbst gekommen und mehr als das. Die unerwartete fürstliche Huld wirkte wie eine berauschende Dosis auf ihn. Seine Augen flammten und seine Schultern schienen doppelte Breite gewonnen zu haben.

Mit Grandezza und dem vollen Bewußtsein seiner Würde als Schützenkönig reichte er die ausgestreckte Rechte seiner Frau. „Dein Zauberprüchlein war gut, meine Geliebte. Wie haben es erobert, nicht bloß den Becher, auch das Privilegium!“ Dann sah er sich mit herablassender Würde im Kreise um, und seine Redeweise verstieg sich schier zum Curtialstyl, als er die Studenten in der Nähe bemerkte, die ihm ihren Glückwunsch darbringen wollten.

„Vielen Dank meine werthen und hochgelahrten Herren! Mit herzlichem Bedauern haben wir von dem Unfall vernommen, der Euch zugestoßen ist. Wenn's Euch genehm wäre, Losament bei uns zu nehmen, etwa im Gartenhaus in der Seifengasse, bis sich Dero Befinden wieder genugsam ge bessert, sollte es uns viel Ehre sein; möchten auch geziemend darum gebeten haben.“

Selbstverständlich wurde die unerwartete Einladung nach einigen höflichen Gegenworten angenommen.

„Und Ihr, liebwerteste Herren Kollegen und Schützenbrüder,“ fuhr Kämmerer zu den anderen Umstehenden fort, „seid insgesammt, wie es unsre Pflicht und Schuldigkeit erheischt, zum Königschmaus geladen von heut in zehn Tagen. Wollet Ihr bleiben, so müñsch ich geruhsame Nacht allerseits, da wir gesonnen sind, uns unverzüglich nach Haus zu begeben, denn es siehet geschrieben:

Laf fahren täglich Meiz und Lust,  
So sie am süßesten in der Brust.

Herr Stadtschreiber Conchylius, Herr Capitán Junkel, unseren respectvollen Gruß!“

Dann nahm er ceremoniös den Arm seiner Frau und paarweis schreitend, von allen Seiten begrüßt und hierhin und

dorthin sich verweigend, entfernte sich die Familie des Schützenkönigs aus dem Schießgraben.

Büchse das Bild einer hochachtbaren beneideten Bürgerfamilie auf dem wolkenlosen Gipfel äußerer Wohlstandes und wohlverordneten Glücks, Stief auch der Mann vielfach ab durch seine Prahlerei und Eitelkeit, so wußte die weiserfahrene Frau Alles mit Klugheit zu gewinnen und zu verschönern. Aber gerade diese Klugheit begann mit der Zeit verdächtig zu werden.

Am Nebentisch unter dem Ruchbaum, wo jetzt halbe Finsterniß herrschte, waltete lange noch bedeutungsvolles Schweigen.

„Was denkt Ihr, Herr Stadtschreiber?“ begann endlich der Capitän zu seinem Nachbar. „Ist je so etwas erhört gewesen?“

Der Stadtschreiber begnügte sich mit den Schultern zu zucken und eine nichtigthuende Handbewegung zu machen. „Ich sag Euch,“ begann der Capitän nach einer Pause von Neuem und srich seinen Vart, „das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Kann doch wohl nicht sein,“ warf der Hofkammer Heiisch ein.

„Wer Augen hat, der schaue und wer Ohren hat, der höre. Es wird ein Ständlein kommen, das bricht den Boden im Faß. Es kann ein Brand lang glimmen im faulen Holz, Auf einmal kommt ein Luftzug, und die Lohe schlägt zum Dach hinaus. Dieser Seifensieder und Schnurwirler hätten's längst merken können, wo Bartel den Rost holt, aber die Verliebten sind blind. Nun, sie werden auch heut nicht sehen, werden doch wiederkommen, wenn nicht morgen, doch übermorgen. Wenn ich aber der Käse die Schelle anhäng, wird alle Welt Peter schreien!“

„Ueber was, Herr Capitän?“

Michael Zunkel legte die Hand an den Mund und neigte sich herüber. „Herr Stadtschreiber, Ihr wißt, ich hab viel gesehen in Weichland, in Ungarn und Hispanien. Ich laß mir nichts vormachen. Lachet nur, lachet immerhin! Ich aber werd's beweisen, wenn die Glocke vollgeschlagen: dies Weib, diese hochachtbare Frau Kammerer, die Alles am Setze führet, dies Weib ist eine Hexe!“

## Erstes Capitel.

Eine Woche später fand zu Weimar der übliche sommerliche Viehmarkt statt, wie er pünktlich im Stalender angekündigt und drei- oder viermal alljährlich noch heute sich erhalten hat.

Auf dem weiten, von schattigen Bäumen umgebenen Platz vor der Jacobskirche drängen sich dichtgedrängt Hunderte von Rindern, Kühen und Kälbern, breitgestirnt, buntschteig oder einfarbig, mit großen Augen um sich schauend, brüllend und wiederkäuend, die Hörner zuweilen mit einem farbigen Band geziert. Am Sperlingsberge, dort wo es abwärts zum Asbach hinuntergeht, grünen die Borstenträger und ihre quiekenden Nachkommen, während in der hügeligen breiten Farbergasse Böde und Birgen ein merkwürdiges Concert aufführen.

Ein vielstimmiges Brausen von wogenden Menschenmassen erfüllt die Plätze, Gassen und Gäßchen der Stadt, in welche Schaaeren von Landleuten zu Fuß und zu Pferd und zu Wagen eingezogen sind. Am Erfurter Thor, am Kegethor wie am äußeren Jacobssthor, überall ein buntes Gewimmel, ein dichtes Gedräng von Wagenburgen, stampfenden Rossen und lärmenden Menschen. Selbst in den sonst verlassenen öden Gäßchen am Vorwerk wie am Eisfeld tummelt sich ein bewegtes Volkstreiben, nicht minder in den zahlreichen kleinen und größeren Herbergen.

Aber der Viehmarkt war es nicht allein, der die ganze Bevölkerung in erregte Bewegung gesetzt hatte.

In den Ecken der Hauptstraßen zeigten sich hier und da große Placate mit der feierlichen Bekanntmachung, daß auf Anordnung hoher Regierung mit dem ersten Juli die Consumtions-Actie eingeführt werden würde; ein neuer Eingangs-Zoll auf alle Verbrauchsartikel, die vom Land in die Stadt gebracht wurden, also auf Korn, Mehl, Brot, Fleisch, Eier, Gemüse, Butter, Del und Früchte aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ueberschwemmungen des Frühjahr's 1886.

(Mit Illustration.)

Wenn die vorliegende Nummer zur Ausgabe gelangt, dann ist das große Unglück, dessen Wüthen uns die Feder in die Hand drückt, vollendet, aber seine Spuren werden noch nicht verwischt sein und tausend, obertausend Klagen werden noch die Kreise, die das Weh getroffen, erfüllen. Es ist ein Unglück, welches nicht wie eine große Gewitterfluth partiell auftritt, sondern es hat die ganze mittlere Zone: Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Westeuropa, Holland u. getroffen. So ausnahmsweise hart, ausdauernd und schmerzreich der letzte Winter war, so verheerend mußte das fürchterliche Element wirken, als der sieghafte Süd und Südost es entseffelte.

Alle Bedingungen einer großartigen Verheerung waren vorhanden. In den Gebirgen lag der Schnee seit Monaten meterhoch und erfüllte alle Schluchten und Rinnen. Die Thäler und das Flachland wurden noch zu Ende Februar und Anfang März mit ungewöhnlich starken Schneefällen heimgesucht, so daß, als die Wirkung der Frühlingsonne und des Thauwindes sich zeigte, der Boden ganz voll Wasser gelagert war und alle kleinen Flußgebiete schon gefüllt waren, ehe noch das eigentliche Gebirgswasser kam.

Nun aber lösten sich auf den Höhen die winterlichen Massen auf und stürzten sich mit wilder Gewalt in die Tiefen, das winzige Rinnsal und Bächlein schwoß zum Flusse an, die Flüsse wurden zu reißenden Strömen und die großen Stromgebiete der Donau, Elbe, Weser, Weichsel u. breiteten sich auf weiten Strecken ferntätig aus. Dämme, die sonst Trotz geboten, wurden diesmal überfluthet oder durchbrochen. Die Auen aller deutschen Flüsse waren in Zeit von 4-5 Tagen mit Wasser bedeckt, zahlreiche Dörfer und Weiler wurden ganz oder zum Theil unzugänglich.

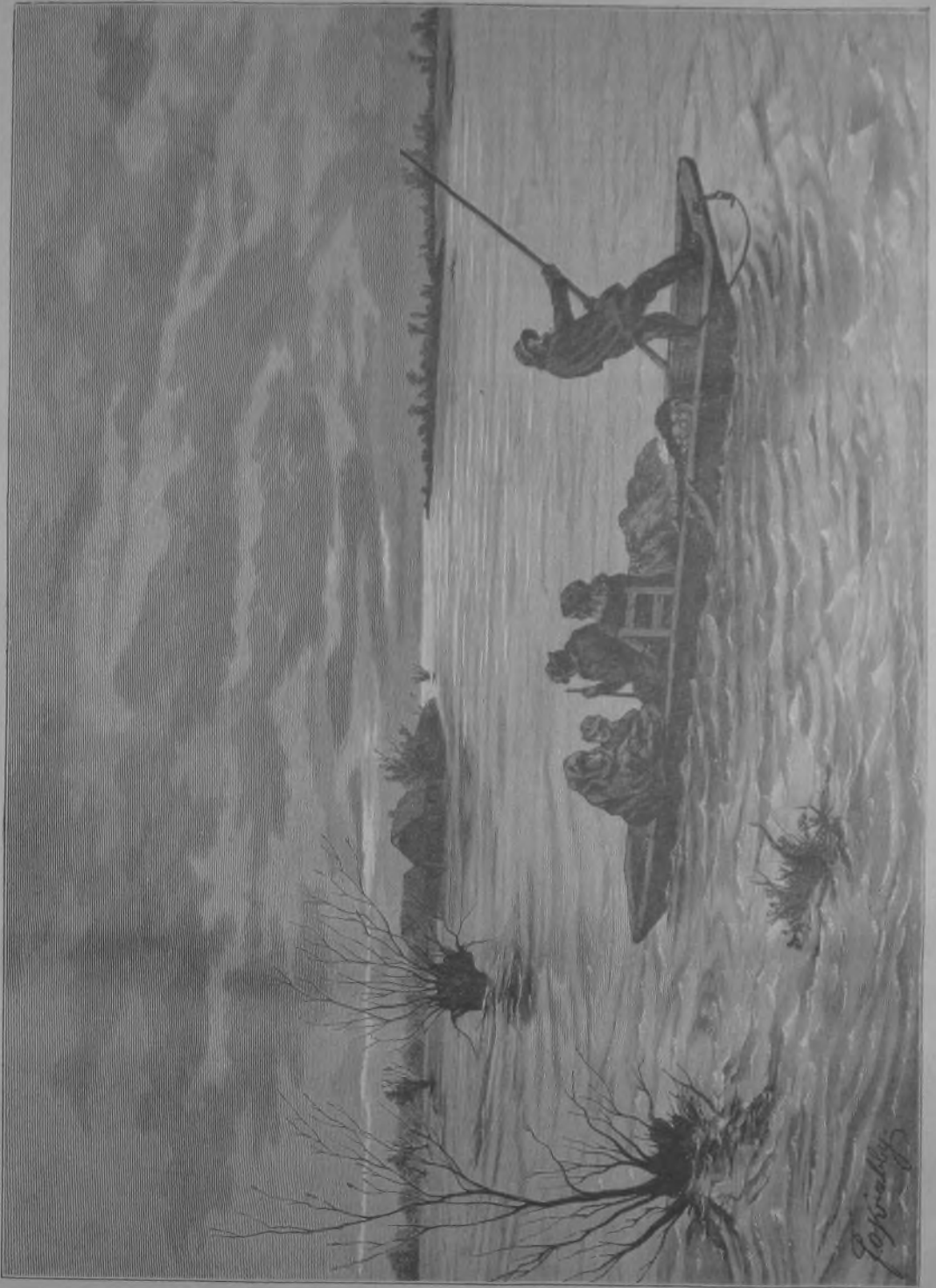
Hiesige Eisenbahnen brachen sich Bahn außerhalb der Ufer und rissen das feste Bollwerk hinweg. Es sind tausende von Aekern,

Feld und Wiese verlandet und verheert, Häuser massenhaft eingestürzt, kostbare Vorräthe unbrauchbar geworden, viele Menschen um's Leben gekommen und das Wild in tiefliegenden Forsten ist mehr als decimirt worden.

Noth und Elend ist in hunderten von Orten eingelehrt und heißt gebietsweise Abhilfe. Wohlstand und mühsam Erworbenes ist durch des Wassers Gewalt vernichtet. Wenn diesmal die Zahl der verunglückten Menschen glücklicherweise nicht der Größe der Verheerung entspricht, so ist dies einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß die Ankunft des Thauwassers Tage lang schon vorausgesehen war und alle Vorsichtigeren sich mit ihrer beweglichsten Habe retten konnten, ehe das Ungeheuer einbrach.

Nun aber predigt das allgemeine Unglück wiederum eine große Lehre, welche die Staaten und öffentlichen Gemeinschaften zum Theil mehr als bisher gesehen ist zu berberzigen haben. Es werden alljährlich zu öffentlichen Zwecken, die hier und da von weniger dringlicher Art sind, ungezählte Millionen ausgegeben, aber für die absolute Sicherung der Fluß- und Stromgebiete gegen Ueberfluthung geschieht noch viel zu wenig. Der Staat hat die Pflicht, eine solche allgemeine Sicherung herbeizuführen, koste es was es wolle. Sollten in Niederungen, die nur auf sehr kostspielige Weise vor Ueberfluthung zu sichern sind, neue Ansiedelungen beabsichtigt werden, so kann der Staat dieselben verhindern, aber wo solche bereits bestehen, muß man sie schützen; denn es gehen durch Ueberfluthungen Jahr für Jahr viele Millionen Werths verloren.

Also ein allgemeines System von Deichen, Gräben, Schützen u. unter Heranziehung der Privatbesitzer und der Gemeinden, zum Theil auf Kosten des Staates, das erscheint endlich überall als ein Uebel der öffentlichen Pflicht, und es wird sich ein solches System schließlich von selbst bejahen machen.



Aug der Flut gerettet. Original-Feldnung von J. Kobby.

# Mein Lebensroman.

Von E. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Die Kunst hatte Wichmann immer zuerst im Sinne, nachher kam erst ich. Was Wunder, wenn die Liebe für sie — war er doch der Führer auf meinem jetzigen Lebensweg — auch bei mir alles Andere mehr und mehr in den Hintergrund drängte; und dann zuletzt war doch auch nur sie das einzige Mittel, mir wieder ein frohes, glänzendes Leben zu verschaffen, gegen welches ich, trotz meiner neuen Freuden, durchaus nicht gleichgültig geworden, wenn es mir auch nicht mehr als unumschränkt alleiniges Ideal vor der Seele stand.

Ueber ein Jahr war so verlossen; ich hatte tüchtige Fortschritte gemacht; meine Lehrzeit nahte ihrem Ende; man hatte mir schon einige Male die Solopartien in den Concerten unseres Singvereins übertragen. Heute sollte ich die Maria in dem Spoprischen Oratorium „Des Heilands letzte Stunden“ singen. Ich muß gestehen, ein wenig Bangen beschlich mich doch, als ich mit dieser Aufgabe zum ersten Mal dem großen Publikum eines öffentlichen Kirchenconcertes gegenüber trat. Doch das Bangen gab sich bald und als ich eben den schönsten Moment meiner Partie, einen der schönsten der ganzen Composition, erreichte, als ich anzuhören hatte:

„Wenn Alle von Dir weichen,  
Ich halte fest an Dir,  
Und mein sie Alle schmeigen,  
Ich seufze laut nach Dir!“

Da hatte ich Bangen und Publikum, die Schwierigkeit meiner Aufgabe total vergessen. Ich hörte nur die Töne dieser himmlisch süßen Musik, ich fühlte nur den tiefen, seligen Frieden, selig in der Treue, die hier durch das Leid hindurch ihren wehmüthigen, aber Alles überwindenden Ausdruck findet. Ich war glücklich, daß solch ein Gefühl in der Welt, daß die Kunst so Schönes geschaffen, daß ich es leben machen dürfte, konnte!

Später freilich — ein Engel bin ich nun einmal nicht — dachte ich auch recht sehr darüber nach, welchen Eindruck ich selbst beim Publikum gemacht. Applaus gab es natürlich keinen in der Kirche, so mußte ich mich gedulden bis zum nächsten Tag, welcher die Kritik bringen würde. Man wird es daher begreiflich finden, daß ich am Schluß des Concertes, als ich beim Heruntergehen der Kirchentreppe meinen Namen nennen hörte, ein wenig die Ohren spitzte, neugierig, was für ein Urtheil ihn begleiten würde.

„Die kann einen fest singen,“ sagte jetzt hinter mir eine sonore Männerstimme, deren Klang mich mit wunderbarem Zauber berührte — nicht nur weil sie mein Lob verkündete. Es wurde etwas darauf geantwortet, was ich nicht verstand. Zwei Herren lachten, leiser vielleicht, als sie es gewohnt waren, aber doch immer laut genug, um an dem auch ohne kirchliche Feier gefestigten Orte aufzufallen. „Und ein Prachtkopf dazu,“ begann die erste Stimme von Neuen, „jezt in gleichem Ton wie das Lachen; — „gäbe was drum —“ weiter hörte ich abermals nichts. Der Redende hatte sich gleichmüthig, rücksichtslos durch die Menge gedrängt und verschwand eben unter dem Portal auf die Straße.

Einen Moment nur sah ich, wie im Flug, eine hohe schlanke Gestalt in dunklem Mantel, einen schwarzen kleinen Hut auf dem Kopf. Und wieder, lebhafter noch fühlte ich den Zauber, der dem Klang dieser Stimme eigen, wenn es mich auch ärgerte, was sie von mir gesagt, oder vielmehr der Ton, in dem es gesprochen. Und der Klang und der Ton stritten noch mit einander, als ich ihn, von dem sie kamen, längst aus den Augen verloren.

Es schien fast, als habe er sich fest gesprochen, denn immer noch vernahm ich den Klang der Stimme, ob mich meine Mutter küßte unter Freudenthränen, was sie jetzt manchmal

that, über meinen Liebden; ob mir Fritz, unser braver Fritz — der sich am leichtesten in die veränderten Verhältnisse gefunden wie in den sich ändernden Geist der Zeit — ob mir Fritz die Wangen klopfte mit einem „Verdanten kann man es ihr nicht, Mama,“ oder: „Hast Recht gehabt, Eugenie, Deine Gaben zu verwerfen, wo Dir ein reiches Leben winkt, anstatt dem hergebrachten bon ton zu Liebe zu verkommen; — ja ich vergeblich von ihm immer noch, den zauberischen Klang — hatte und mußte ich doch ein feines Ohr haben für alles das, was klingt. — Und indem ich ihm lauschte, überhörte ich den bitteren Ton von Tanchens und Esfriedens „aber“, das einen beschränkenden Nachsatz für mich nach ihrem „Schön, sehr schön,“ einleitete, unterließ. — Später allerdings verlor er seine Alles übertönende Macht.

„Und Du willst wirklich Comödiantin werden, Eugenie?“ fragte Klein-Lisa, als ich an ihrem Bett vorbei unserem Schlafzimmer zuschritt. Merkwürdig, die Kinderstimme klang, — wie doch gleich — jezt mußte ich es, sie erinnerte mich in ihrem Fall an den Ton Derjenigen, die sich in meinem Ohr festgesprochen, und in dem Moment hatte dies ihren Zauber verloren. „Dann habe ich Dich nicht mehr lieb,“ fuhr die kleine Schwester mit einem leicht spöttisch verächtlichem Lächeln auf den Kinderlippen fort; — „bah, eine Comödiantin!“

Das that mir weh — und nun mußte ich auch, jener Ton hatte mir weh gethan —

„Lisa!“ — Ich faßte ihr Gesicht in mein Hände. Wie jung, wie zart es noch aussah, und doch begann schon das Vorurtheil sein Unkraut in den Frieden der Kindesseele zu säen, die weichen Linien des Kindesantlitzes zu verziehen. — „Lisa, weißt Du noch, wie es war als Papa lebte?“

„Oh, schön, Eugenie, schön!“ Das kleine Gesicht verlor seinen spöttisch verächtlichen Ausdruck, es wurde nachdenklich ernst. „Er war gut; er gab mir alles was ich wünschte!“

Im Stillen mußte ich lächeln, so weh mir auch war. Ja ja, Klein-Lisa war ebensovienig ein Engel als ich. Ob es wohl überhaupt eine reine uneigennütige Liebe unter den Menschen giebt? fuhr mir durch den Sinn — Ich konnte keine, als die meiner Mutter — und so zog ich vor, Dieses nicht erst weiter an Anderen zu erproben.

„Höre, Lisa,“ fuhr ich fort, „und wenn ich nun eine Comödiantin bin, und Dir Alles gebe, was Du Dir wünschst, wießt Du mich dann wieder lieb haben?“

Das Kind machte ein paar große erstaunte Augen — denn Lisa war trotz ihrem neckischen Uebermuth, der sich recht oft auch in naheweisen Reden Luft machte, doch auch ein zärtliches, weiches Geschöpfchen; sie merkte vielleicht, daß sie mich heute mit jenen, sonst von mir in gleicher Münze zurückgezählten Worten ernstlich gekränkt, „Natürlich,“ versicherte sie jetzt herzlich: „Eugenie, es war nicht so gemeint! Lieb mir einen Kuß! Bitte!“

Ich küßte sie, und blieb bei ihr, bis sie die Augen schloß, heute, wie so oft, wie ein andermal noch! — Ich hatte Klein-Lisa lieb; sie sollte Theil haben, glücklich werden durch mein Glück! — Heute darf ich fragen: Lisa, habe ich mein Wort gehalten? — Damals dachte ich wohl nur an den Ruhm, an das Gold, daß es auch noch anders kommen könnte. Doch einstweilen galt es auf dem Weg nach jenem weiter zu arbeiten, und so fand mich denn nun der nächste Morgen wieder eifrig bei meinen Studien. Es war vielleicht acht Tage später, die Stunde, oder vielmehr die Stunden bei Capellmeister Dunker vorüber; zu solchen war die eine bei dem Singen geworden. Wir hatten die Valentine (Eugenotten) gründlich durchgenommen, da die Sänger unserer Bühne gefällig genug gewesen, den zur Vervollständigung dieses Rollenstudiums durchaus nothwendigen

Marcel und Raoul abzugeben. Es war gut gegangen; nun aber war ich auch heiß, erregt, abgepannt. Ich nahm meinen Weg heim durch den Park; die frische Luft sollte meinen Wangen Kühle, meinen Nerven Ruhe bringen.

Doch wie sehr ich auch hineinblickte in den stillen Frühlingsabend, wie sehr ich mich auch mühte, an den blauen Himmel zu denken, der sich so köstlich klar und heiter über den laubigen welligen Kronen der Bäume wölbte, an Blumen und an Grün: meine Seele wollte nicht zur Ruhe kommen; sie war noch zu voll von den Tönen, in denen sie eben gelebt; meine Nerven zitterten; ich mochte wollen oder nicht, die Prachtpartie, die ich eben durchgenommen, zwang sich noch einmal durch meinen Geist — So summte ich sie denn, aber lautlos, für mich hin, in dem Park —

„Die Flammen, die niemals zu kühlen, dieses Feuer, das niemals erlischt,“ waren vorüber; Marcel hatte mir seinen Segen gegeben. Das Hochzeitsgespräch des edlen Nevers machte mir nicht viel zu schaffen; die Entree Raouls, die Worte meines Gemachs ließen mich ruhig; bei der Waffenruhe hatte ich nichts zu thun. So gelangte ich schnell in den vierten Act zum Duett mit dem Geliebten. Ich rang mit „Nitter Raoul von Rangis“; der Lauf vom hohen C war perlengleich passiert, natürlich im Geist. Ich warf mich vor die Thür — er durfte ja nicht fort „zur Rettung seiner Bräute“, die ihm nur Verderben bringen konnte. Die leidenschaftlichen Passagen hatte ich lautlos gesungen; das Forte verschwiegen; jetzt kam das Piano in Angst und Schmerz, in feuchter Scham erstickt: keine leichte Aufgabe für die Sängerin. — Und in dem stillen, leeren Park, von nichts an die Welt außer mir erinnernd, nur meiner Valentine hingegeben, wie man mich gelehrt, mit Aufwand all meiner Kunst, brach ich denn jetzt aus, leise, aber doch vernehmbar, im höchsten Affect: „Raoul, ich liebe Dich.“

„Danke!“ tönte im selben Moment eine sonore Stimme neben mir.

Zum Tode erschrocken blickte ich auf.

Ein elegant gekleideter Herr stand an meiner Seite. „Mein Name ist Raoul!“ Er küßte leicht den Hut. „Da Sie mir so angenehme Dinge sagen, ist es doch nur billig, wenn ich dankbar bin.“

Eine ganze Welle Blut ergoß sich mir über Gesicht und Hals, bis tief in den Nacken herunter: daß mir so etwas in der Zeitrentheit passieren, daß man so mit mir reden konnte! „Für wen halten Sie mich, mein Herr?“ fragte ich empört; und abweisend blickte ich ihn an, von Kopf bis zu Fuß. Er schien amüßigt, nur amüßigt über meine Erregung. Mit unnaheahmlicher, unbeschreiblicher Nonchalance gab er zurück: „Für eine schöne, etwas heißblütige junge Dame.“

Ich wollte aufstehen.

„Echauffieren Sie sich nicht mehr, als Sie schon sind,“ kam er mir zuvor; eine neue Blutwelle war mir in's Gesicht gestiegen über die unerhörte Dreistigkeit seiner Sprache, den Ton, den Klang der Stimme, die ich schon einmal gehört. „Heißes Blut ist kein Fehler; kaltes, das ist unangenehm. Jedermann schleudert erschrocken die Amphibie fort, welche ihm die Hand berührt, während er begehrtlich nach dem warmen Leben greift. Darf ich mit Ihnen gehen?“ Das war mit verbindlicher Anmuth gefragt, ebenso beugte er sich, eine Antwort erwartend, zu mir nieder. Es war eine große Gestalt. Die großen Männer wissen gar nicht, welchen Vortheil ihnen die Natur schon in ihrer Größe den kleineren, uns Frauen gegenüber vorausgegeben hat! Wir blicken Alle gern auf, in die Höhe, sei es zu dem Himmel, von dem man uns gelehrt, alles Glück zu erbitten, sei es zu dem Mann, bei dem wir uns gewöhnt, es zu suchen.

Auch ich blickte zu ihm auf, in die Höhe: er war auch schön! Dunkles, lockiges Haar sah unter dem kleinen runden Hut hervor, dunkle Augen leuchteten unter gleichen Brauen; eine fein gebogene Nase gab den nur leicht von Farbe angehauchten Zügen etwas Festes, Kühnes; die feingeschwungenen

Lippen mit dem festet geschürzten Bart dem Mund etwas so sicher Gewinnendes.

„Darf ich mit Ihnen gehen?“ fragte er noch einmal, jetzt einen schmeichelnden, bittenden Ton in der Stimme, deren Klang mich so wunderbar berührt. — Es lag mich an, etwas eigenthümlich Fremdes, was ich nie gekannt, und wie durch wunderbaren fremden Zauber las ich in seinen Blicken eine Sprache, wie ich sie nie bisher in Männer-Augen gesehen oder verstanden hatte.

Und wie waren allein in dem Frühlingsabend, mit seinem Springen- und Goldregendust, mit seiner wonnevollen Malensönheit, welche dem abgeworbenen Hegen die Jugend, dem zweifelnden den Glauben wiedergiebt, das junge aber mit einer unendlich seligen Sehnsucht erfüllt. Ich war noch jung, und so kam auch über mich etwas von dem berauschenden Gefühl, das über uns kommt, wenn die Dame nicht nur dem Cavalier gegenübersteht, sondern die Frau dem Mann, etwas von dem verwirrenden Zauber, welcher uns die Verletzung einer Form verzeihen läßt, mit welcher der Kühne und Bewegene am besten fortkommt. Sah er, was in mir vorging?

„Sie sind nicht präde!“ Sein Ton nahm eine intimere Färbung an als bisher. Der Zauber war in's Wanken gekommen. „Nein!“ erwiderte ich auf seine Frage, rauh, denn es kostete mir Mühe. Es giebt Persönlichkeiten, denen man auch eine Dreistigkeit verzeiht; er gehörte zu diesen, den Kühnen, Bewegenen, mit ihrer sunberückenden, sinnverwirrenden Macht. Fühlte ich die Gefahr, war es eine, gegen die mich die Thränen meiner Mutter geseht? — Mein Antwort auf sein jetzt erschauertes „Nein?“ war, daß ich auf den Weg wies mit einem: „Ich kenne Sie nicht; wie können Sie wasagen.“

„Sie werden Sängerin!“ Wie spielend leicht die Unterbrechung meiner Worte, die mir doch schwer geworden! Es klang so leicht als blase man eine Feder vom Finger, zum Zeitvertreib: „Die Kunst ist Gemeingut.“

„Aber nicht gemein für Alle!“ entfuhr es mir wider Willen.

„Bravo! Sie haben Temperament, heißes Blut; sonst hätten Sie mir gar nicht geantwortet.“

Ich biß mich in die Lippen: mein Temperament hatte ihm allerdings eine Macht, mein heißes Blut einen Vortheil über mich gegeben. Er vertat mir den Weg.

Eine Frau, die durch das Leben allein gehen will oder muß, hat doppelt achsam zu sein, denn sie allein ist auch ihr Schirm, ihr Schutz, und der einzelne Wanderer wird leichter angegriffen, als der zu zweien! — „Zurück,“ sagte ich jetzt in nicht mißzuverstehendem Ton — jetzt drückte ich meine Mappe an mich — „ich wünsche zu gehen, aber allein.“

„Ich halte Sie nicht,“ sagte er nun kalt, „Zwang wäre hier Thorheit! Doch Eins hören Sie noch: Ich habe Sie gesehen, ich finde Sie schön; Sie haben mich gereizt, mir hat noch nie eine Frau widerstanden. Ich werde Sie wiedersehen; ich will Sie besitzen. Mein Wort zum Pfand.“

„Nie!“ rief ich empört. Ich war außer mir, ich konnte nicht schweigen.

Er lachte nur, mein heißes Blut hatte ihm abermals einen Vortheil über mich gegeben. „Dies Nein bürgt mir für ein Ja!“

Er sah mich noch einmal an, mit den leuchtenden Augen so stolz und so süß, mit dem Nacheln so gewinnend, so sicher: „Auf Wiedersehen also!“ Er küßte verbindlich den Hut, verbeugte sich anmuthig, und ging, während ich dastand, wie gewohnt an die Stelle, inmitten der Springen und dem Goldregen, unslüthet vor stimmernnden Abendlicht, vor meinen Augen eine hohe schlanke Gestalt, in meinem Ohr den zauberhaften Klang einer sonoren Stimme, und weinte, weinte wie ich nie geweint, vor Zorn, Aerger und Scham über mich selbst.

Am anderen Tag nahm ich die Donna Anna durch.

„Blühmädel, schau's, das war a Pracht!“ Capellmeister Dunker klopfte mich im Entzündungsseifer auf die Schulter. „Das

is halt a Meisterstück!" Er ahnte nicht, daß ich mich selbst gesungen.

Was macht wohl den Jörn, den Schmerz, den Rache-schrei dieser stolzen Frauenseele so intensiv? Doch nur daß sie sich auch gegen den Zauber einer Persönlichkeit zu wehren hat, die sie mit Wischen erfüllt, erfüllen muß. Es ist etwas Verwandtes in der Donna Anna mit der Emilia Galotti: der Kopf haßt, muß hassen, wo das Herz durch die Sinne umstrickt wird. Die Eine dringt auf die Zerstörung Desjenigen, der diesen Widerstreit in ihre Seele gebracht, um sich zu rächen; die Andere auf die Zerstörung ihres eigenen Selbst, um sich nicht zu verlieren: ein spanisches und ein deutsches Mädchen. Sollte mir ein ähnliches Schicksal beschieden sein?

Meine Blicke fielen auf die Partitur des Fidelio, die neben mir auf dem Flügel lag. Mit der mir eigenen lebhaften Phantasie war mir sogleich die große Arie gegenwärtig.

„Die Liebe wird's erreichen.“

Ja, das war etwas Anderes! Was?

O Fidelio, wie wenig ahnte ich heute, was Du für mein Schicksal werden würdest, ebenso wenig, wie ich jenes Andere hätte definiren können, als etwas Anderes denn das, was ich jetzt empfand.

Einstweilen aber galt es Anderem nachzustreben. Meine Studien waren beendet; d. h. die bei meinen hiesigen Lehrern; denn der Mensch lernt nie aus, und der Künstler erst recht nicht. Es mußte nach einem Engagement ausgeschaut, Toiletten angefertigt werden; ob ich auch zuweilen meine Gedanken wandern ließ nach Raoul — seinen Namen wußte ich nicht, dieser gefiel mir — ihm zürnend und doch ihn suchend, ihn verwünschend

und mich hassend. Nach einigen Wochen war alles Das vergessen! Das Leben rief, ich hatte mein Denken und meine Kraft hierfür zusammen zu nehmen und absolut keine Zeit für das Denken und Träumen einer unbeschäftigten Mädchenexistenz.

Freilich ist das weniger süß für ein Mädchenherz, aber es brachte mich weiter auf dem Weg, den ich eingeschlagen, zum Glück!

### Viertes Capitel.

Endlich war Alles bereit: meine Seele konnte ihre Flügel spannen und fliegen, fliegen, in die Welt, nach Haus!“

Unter den verschiedenen Anerbietungen des Agenten hatten wir, d. h. Capellmeister Dunker, Herr Wichmann und ich, unsere Auswahl getroffen: ein kleines gut ausgestattetes Hoftheater sollte, so hofften wir, die Stätte meines ersten Wirkens werden. Tanten, das gute, hatte sich gerüstet, mich zu begleiten, trotzdem ihr das Komödiantenleben immer noch ziemlich gleichbedeutend mit Hölle und Teufel erschien. Ich dachte es ging ihr hierbei wie jenem tapfern Sachsenhäuptling, der, als er getauft werden sollte, um in den Himmel zu kommen, lieber Taufe und Himmel fahren ließ und zur Hölle wanderte, um bei seinen Vätern zu sein. Auch sie wollte bei mir sein, und da es einmal nicht anders ging, überwand sie schließlich ihre Furcht und Antipathie, wanderte mit mir, nicht nur weil man es für unpassend erklärte, daß eine junge Dame allein lebe, sondern auch, weil sie es grausam fand, das Kind allein in die Welt gehen zu lassen; allerdings ein schwerer Gang, wie schwer, weiß nur Der, der ihn zurückgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

## Öster-Grüße.

(Mit Illustrationen.)

Neuer Frühling ist gekommen,  
Neues Land und Sonnenschein,  
Jedes Ohr hat ihn vernommen,  
Jedes Auge saugt ihn ein;

Und das ist ein Blühen und Spreisen,  
Walddesdüften, Quellenfließen,  
Und die Heu' wird wieder weit —  
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Otto Wagener.

Hell heidlicher Frühling, versungte Natur,  
Ihr rauschenden, dunstenden Wälder!  
Heil muntere, fröhliche Säger der Flur,  
Ihr grünennden, blühenden Felder!

Solange die Erde im Weltall kreist,  
Bringt Frühling die Knospe und Blüthe;  
Es heiget die Lerche gen Himmel und preist  
Des Schöpfers unendliche Güte.

Und mit den Frühlingsblumen alsobald  
Erwachen die schlummernden Lieder,  
Und wir sie schallen in Feld und Wald,  
So hallen im Herzen sie wieder.

Paul Beer.

Es ist der Wald aus seinem Traum erwacht,  
Es steht das Feld in neuer grüner Tracht  
Die ganze Welt ist voller Glanz und Pracht.

„O blüh' empor“ ruft mir der Lerche Lied,  
„Sieh' um Dich her“, erkönt's aus Busch und Weid,  
„Oh' mit dem Frühling auch der Frühling steht.“

Hoffmann von Fallersleben.

O wundersame Osterzeit,  
Wie haben wir Dich lieb!  
Der Wald trägt schon sein grünes Kleid,  
Die Blüten sind im Erleb.

Nun sind die Ferien wieder da,  
Nun steh' wir All' hinaus  
Alt unsrer ganzen Muska,  
Alt Zweig und Blumenstrauß.

Das Lorle ist die Blumenfee,  
Die reitet 's Eiselein;  
So sieh' wir mit Quersch, Fuchse,  
Voll Laß walddaus feldeln.

Hört wie die Osterglocke klingt  
So hell aus weiter Fern!  
Nun liebe Kläder tanzt und singt  
Und preiset Gott den Herrn!

n. e.





Hindliche Ocherfeier. Nach dem Gemälde von H. Solentin auf Holz geschnitten von Emil Götner.

## Dienstmann „122“.

Eine Wiener Skizze von Marie Antoinette von Markovics.



Im Opernring stand im Portal des Café de l'Opera ein Dienstmann und schaute hinauf zum Firmaments, das in seiner graueisen Färbung wenig Ansehens auf baldiges schönes Wetter bot, obgleich es schon während voller Sonn' Tage regnete. Gewöhnlich hat ein Dienstmann nichts Befonderes an sich, was Stoff zum Nachdenken gäbe; es müßte sich denn Jemand besonders auf den Sport der „Dienstmann-Studien“ verlegen.

Unser Mann aber vom Café de l'Opera sah, trotzdem er die Mühe des Zustands mit der „Nr. 122“ trug, so wenig einem Menschen gleich, der für 10 oder 20 Kreuzer einen langen Weg für jeden Vorübergehenden zu thun willens ist, daß man leicht auf die Vermuthung hätte kommen können, es handle sich hier um einen Scherz oder es sei irgend ein schöner Elegant in das niedere Kleid eines Stadträgers geschlüpft, um Abenteuer zu suchen.

Diesen nützlichen Gedanken mochte eine elegante Dame von sechs- bis achtundzwanzig Jahren hegen, die an „Nr. 122“ vorbeigegangen, denn sie betrachtete ihn von den gegenüberliegenden Arkaden des Opernhauses.

Dienstmann „Nr. 122“ war aber auch der Betrachtung werth. Seine hohe, elegant gebaute Gestalt lebte, die Hände sorglos in den Taschen, an der breiten Waschir des Cafés; ein Bein war prächtig über das andere geschlagen und die Spitze des rechten, hübsch geformten Fußes ruhte so zierlich auf der Steinschwelle, daß man glauben mußte, der Dienstmann habe bei Präparat Langstunde genommen. Wohl war der Platz etwas beschatt, doch von salonsfähigem Schnitt; die Stiefel, an denen einwils Spuren gesteckt haben mußten, zeigten ebenfalls Reinigung, sie freilich an mehreren Stellen zu dünnen, aber über Alles das sah man sofort hinweg nach dem schwarzlockigen Haupte, auf dem die Stadträgermütze etwas seitwärts saß. Das feingeladene, ovale, für einen Mann fast zu regelmäßige schöne Gesicht, mit dem ebenbürtigen Feint, der griechischen Nase und den hellbraunen Augen hatte etwas für Präpariertes im Ausdruck, daß man diese Figur betrachten mußte, selbst wenn man noch so große Eile gehabt hätte.

„Nr. 122“ hatte sich dem Himmel betrachtet. Wieviel! dachte er eben, daß bei so unfreundlichem Wetter wenig für sein Geschäft herauszuschauen werde, jedenfalls lagerte ein ernstes, fast trauriger Zug auf seinem schönen Gesichte.

Die Dame in dem kurzen, eleganten Sammetkostüm vis-à-vis unter den Arkaden schien mit einem Entschlusse zu Ende gelangt zu sein.

Sie spannte neuerdings den Regenschirm auf, hob zierlich das Zupon, so daß ein hoher Pariser Strohpfeifen, ein reizendes Fräulein mit gutem Knöchelchen sichtbar wurde, und ging zurück an das Café des Opernhauses, bis vor die Thüre des Cafés, wo sie vor dem Dienstmann stehen blieb und fragte:

„Sind Sie unbefähigt?“

Ein leises, fast unmerkliches Lächeln zog über das hübsche Gesicht des Mannes in Mitte der dreißiger Jahre.

Er nahm die Hände aus den Taschen, änderte sofort seine Stellung und lächelte mit vollendeter Eleganz die buntschneidige Mühe.

„Wie Sie sehen, meine Gnädige, ich stehe vollständig zu Ihrem Befehle.“

Madame sah sich um. Schon blieben einige Pfastertreter stehen, um zu horchen was es gäbe. Das ist so Einte der Mühsiggänger.

„Der können wir nicht sprechen, folgen Sie mir vor das Foyer der Oper; dort an der Tagesloge lösen Sie eine Loge zur heutigen Oper „Aida“. Hier ist das Geld!“ Hierbei reichte sie ihm eine Fehlgeldnote und ging voraus.

„Nr. 122“ folgte respectvoll.

Im Foyer der Oper war es ziemlich leer. Dort sprach sie ihn später an.

„Gedrauen Sie sich, für ein bis zwei Tage die Rolle meines Begleiters, vielleicht gar meines Gemahls zu übernehmen?“

Der Auftrag war zwar etwas ungewöhnlich, und diesen Gedanken las Madame vom Gesichte des „Nr. 122“; allein er verbeugte sich mit Anstand und sagte mit seiner tiefen, klaren Stimme:

„Wenn Sie befehlen, gewiß!“

„So nehmen Sie eine Loge im ersten Rang, womöglich recht nahe an der Loge der Gesellschaften;“ dann sah sie auf den kleinen mit Diamanten besetzten Chronometer und sprach: „Es ist jetzt zehn Uhr; punkt sieben Uhr Abends seien Sie in Gesellschaftsloge mit Equipage vor dem „Hôtel Impérial“, dort fragen Sie nach der Baronin Aimée von G., senden Sie mir diese Karte und betrachten Sie diese für den bezeichneten Zweck als die Ihre. Zu den betreffenden Vorbereitungen benötigen Sie dieses Portefeuille. Ich rechne auf Pünktlichkeit — oder!“

Fast hätte sie sich verlesen lassen, ihm die Hand zu reichen, er war so ganz gentlemanlich. Sie winkte jedoch mit solcher Vollung des Kopfes zurück, und ihr Auge überblickte nochmals das hübsche Ensemble männlicher Schönheit. Wie schade — dachte sie sich — nur ein Dienstmann.

Punkt sieben Uhr fuhr vor dem „Hôtel Impérial“ eine elegante Equipage vor und „Nr. 122“ gab aussteigend mit vornehmer Noncha-

lance seine Karte dem herbeileitenden Portier, um sie der Baronin Aimée von G. sofort zu überbringen. Die Karte trug den Namen: Friedrich Baron von D., Königl. preussischer Kammerherr a. D.

Nach kaum 3 Minuten erschien der Kellner mit der Antwort: „Sehr angenehm!“

„Nr. 122“ fuhr mit dem Aufzuge in die zweite Etage und fand gleich darauf in dem kleinen Salon, den die Baronin bewohnte. Er schien weder die rotziblenen Reubles, noch die Blumenpyramide mit ihren weichen Delgenäde zu beachten. Er ging leichten Schrittes über die hübschen Fontaine in der Mitte des Zimmers, nach der kleinen wohlriechenden Fontaine zu blicken. Er ging leichten Schrittes über den weichen Plüschteppich, bewegte sich auf dem glatten Parket sicher, und trat vor den großen, mit künstlichen Blumen umsäumten venezianischen Spiegel, vor dem er sich so ruhig, als gehörte er in diese Räume, die funkelnde Cravatnadel tiefer steckte.

Als er sich umwandte, fand die Baronin vor ihm, die ihn völlig erstaunt und erfreut von oben bis unten musterte.

„Sie haben mir eine andere Karte, als die ich Ihnen gab, herauf gebracht? Die von mir Ihnen gegebene enthielt den Namen von G., Gefandtschaftsattaché.“ Es scheint, Sie haben die Karte mit einer andern, früher erhaltenen verwechselt?“

Wieder floß es wie ein bitteres Lächeln über das Antlitz von „Nr. 122“, dann sprach er höflich:

„Das ist möglich!“

Gleich floß sein plötzlich aufsehkendes Auge über die reizende Gestalt der Baronin. Sofort aber senkte er den Blick und that, als ob er das schöne Weib nicht für ihn. Und doch war Baronin Aimée der Bewunderung werth.

Ihre schlank, und dennoch volle hohe Gestalt war in eine Robe von leichter, rosensarbener Seide gekleidet, deren duftige Falten und Besätze von weißen Alenonspitzen sie wie eine leichte, vom Morgenwind überhauchte Wolke umwallten. Das prachtvolle blauschwarze Haar war durch einen Tuß weicher duftender Theerosen und vier Brillanten feine geschmückt. Sonst trug Aimée von G. keinen andern Schmuck als eine feine venezianische Kette, an der ein Brillantenkreuzchen funkelte; aber all diese blitzenden Steine wurden durch die großen Nachbarnaugen verdunkelt, die im Glanze des Onyx fröhlich in die Welt schauten.

Er sah sie nicht an. Warum nicht? War er nicht ein Mann? Und noch dazu ein schöner Mann?

Nach einigen Verhaltungsbefehlen, stricte Orde zu leisten, gab er ihr den Arm, nicht ohne zuvor behutsam der Dame eine weiche Umhüllung über die Schultern gelegt zu haben, und Baronin Aimée rauschte mit „Nr. 122“ an dem sich tief verbeugenden Dienstpersonal des Hôtels vorbei und fuhr in die Oper.

Das etwas späte Eintreffen des schönen Paares erregte allgemeine Aufmerksamkeit, ja Bewunderung. Man erging sich in Vermuthungen, wer sie wohl sein könnten, da sowohl die Baronin als auch ihr auf fallend schöner Cavalier dem Wiener Publikum unbekannt waren. Das Räthsel blieb jedoch ungelöst.

Uebrigens konnte Aimée von G. mit ihrem Begleiter zufrieden sein. Er war von einem Cavalier der Hofkammer durchaus nicht zu unterscheiden, ihr gegenüber die Ritterlichkeit selbst, die ihm so gut stand, als wäre es seine tägliche Beschäftigung, Damen in die Oper zu begleiten.

Selbst an einem prachtvollen Bouquet hatte er es nicht fehlen lassen; Aimée fand dieses in der Loge vor.

Die Baronin trat an den Rand der Loge, „Nr. 122“ nahm galant die Umhüllung ab, reichte ihr das Glas und rückte ihren Fauteuil zurecht.

Der erste Act begann; „Nr. 122“ zog einen seiner Handschuhe aus und musterte mit dem Opernglas die Logenreihen und das Parquet.

„Der dort drüben mit dem glattrasierten Gesicht und den hellblonden Haaren ist's, den ich meine,“ sagte die Baronin, und „Nr. 122“ richtete präzise das Glas auf die Gesellschaftsloge, in der, die Augen fest auf Aimée und ihren Cavalier geheset, ein Sohn Albiens saß.

„Sie müssen jetzt heiter blicken und mit mir sprechen,“ commandirte die Baronin, und „Nr. 122“ war die Liebesschwelligkeit selbst; ja er fand geistreiche Zuprompts, sprühende Witze, so daß die Baronin sich erlaunt fragte: „Ist das wirklich ein Dienstmann?“

Sie streifte das schöne Gesicht mit einem forschenden Blicke, doch als sie sah, daß der Engländer gegenüber unverwandt herüberstarrte, sagte sie halblaut: „Beginnen Sie sich zu langweilen!“

„Nr. 122“ legte sich sofort in den Fauteuil zurück, klemmte das Binocle in's Auge, schob ein wenig hinter der vorgehaltenen Hand und schälte sich langsam nach dem Tacte der Musik mit seinem Gute Lust zu.

„Wunderbar!“ dachte Aimée von G., „wie genau er die Manieren der guten Gesellschaft copirt.“

Sie that jetzt als vernachlässigte sie ihn und koketirte wiederholt und auffallend zu dem Engländer hinüber.

Abglick sagte sie halblaut, das Glas vor dem Auge:

„Werden Sie eifersüchtig!“

„Nr. 122“ fuhr aus einer anderen Gedankenwelt auf und fragte: „Quo ce quo voulez-vous, Madame?“

Die Baronin erkaunte.

„Sie sprechen französisch?“

Wieder kam der seltsame Schimmer des Räthels.

„Ein wenig! Ich war einige Jahre in Frankreich.“

Minde von G. tauchte ihr großes Auge in das seine. Allein sie las nichts darin als respectvolle Aufmerksamkeit. Unwillig sagte sie lauter:

„Sie müssen jetzt den Eiferflüchtigen spielen!“

Zugleich begann sie neugierig mit dem Koffetein.

Sofort nahm „Nr. 122“ eine zornsprühende Miene an, warf absichtlich das Bouquet vom Rande der Loge zu Boden, hob es auf und legte es sehr ungsam auf einen rückwärtigen Stuhl. Endlich stand er auf, trat hinter den Sessel seiner Dame und schleuderte wüthende Blicke in's Publikum, hauptsächlich aber nach Old England hinüber.

„Er ist süper!“ dachte die Baronin.

Nach dem zweiten Acte verließ die Baronin mit ihrem Begleiter die Oper. Im Vestibule stand mit einem Trupp Anderer — sie hatten bereits Aufsehen erregt — der Sohn Albions.

„Nr. 122“ machte seine Begleiterin, die er laut „meine Theuerste“ nannte, auf die Copien der Schmidt'schen Stützen zur „Melusine“ aufmerksam, dann wies er den gelben Engländer mit aufstrebenden Widen an und rauchte mit seiner Dame davon.

Wie sie vor dem „Hôtel Impérial“ anlangten, sagte die Baronin: „Ich erwarte Sie morgen um zehn Uhr mit dem Wagen. Ich werde über morgen den ganzen Tag bedürfen!“

„Nr. 122“ zog elegant den Hut. „Wie Sie befehlen, Madame!“ Galant führte er sie hinaus und küßte ihr ceremoniell die Hand.

„Ach!“ dachte Aimée von G., „dieser Mann ist nicht viel besser als eine Maschine, eine Marionette! — Wie abgenußt! Mein — er muß bessere, glücklichere Tage gesehen, in guter Gesellschaft sich bewegt haben! Es ist nicht anders möglich. Wie schade, der berückende Glanz seiner Augen, diese hübsch geformten Lippen!“ — Noch lange dachte die Baronin, vor dem Spiegel sich entkündend, an ihren schönen Begleiter.

Punkt 10 Uhr Vormittags erschien „Nr. 122“ mit dem Wagen. Man fuhr in den Theater, dann zu Sacher zum Déjeuner à la fourchette, machte Einkäufe, und immer war der Sohn Albions hinter ihnen her, gewissermaßen ihr Schatten, bald zu Fuß, bald zu Wagen.

Endlich um 3 Uhr nahm man im „Hôtel Impérial“ das Diner. Aber auch bei der Tafel ist der Diensthmann ganz Gentleman. Er prüft den Wein mit Kennzeichen und genießt ihn mit weiser Mäßigkeit. Er läßt manchen Gang an sich vorbeiziehen, nachst von dem Ragout und zieht die Trüffelpastete allem Andern vor. Endlich wehrt er — der Engländer sitzt nicht weit gegenüber — seine Dame so pflanz, so wichtig und geistreich zu unterhalten, plaudert schließlich nur noch in französischer Sprache, daß die Baronin sich sagt: „Das ist kein Diensthmann — dahinter steckt etwas!“

Das Table d'hôte ist zu Ende, und Madame la Baroness besichtigt den „Schwarzen Kaffee“ auf ihr Zimmer.

Kann Sit man und plaudert, als der Garçon der Baronin eine Karte bringt, die lautet: „Lord Polcamp!“

„Ich lasse bitten!“

Der Garçon entfernt sich. Madame instruiert: „Jetzt treten Sie in's Nebenzimmer hinter die dunkle Sammetportiere. Sobald ich sage: Er ist mein Gatte! so kommen Sie hervor und bekräftigen meine Aussage!“

„Oui Madame!“ sagt „Nr. 122“ und schürfelt das schmutze Wändchen an der Oberlippe. Er verschwindet.

Der Garçon öffnet Mylord die Thüre.

„Mylord, da bin ich!“

Die Baronin spielte die Getriggte. „Das sehe ich, Mylord! Und ich bin nichts weniger als erfreut darüber!“

„Das macht nichts.“

„Sie folgen mir seit einem Jahre. Wohin ich mich auch wende, Sie finden meine Spur! All' die Abweisung, die ich Ihnen bewies, hindert Sie nicht, mir Ihre unerwünschte Gegenwart aufzubringen!“

„Das thut nichts!“ Und Mylord lächelt.

„Doch von jetzt an werde ich das nicht mehr dulden. Ich bin überdies nicht mehr ohne Schup!“

„Yes!“ jagte der Engländer. „Der wüthet das hübsche Mann, was ich haben gesehen gestern und heute mit You?“

„Das ist mein Gatte, der auf einer Reise nach Indien mich ein Jahr allein lassen mußte.“

„— Your Mann — Has?“

Jetzt trat „Nr. 122“ pathetisch hinter der Portiere hervor. Er ging auf die Baronin zu, die er gütlich in seine Arme schloß. Dann rief er blühenden Auges:

„Ja, ich bin der Gatte dieser Dame.“ Und nun geschah etwas, was nicht im Programm vorgeschrieben war. „Nr. 122“ brückte seine Lippen ein, zu zweimal heiß und lang auf den Mund der Baronin.

Sie erschraf — aber es blieb ihr nichts übrig als still zu halten.

Bei diesem Anblick dachte der wagere Lord ein höchst verdußtes Gesicht. „All right!“ damit ging er.

Die Thür schloß sich und sofort sah sie die Baronin.

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„Dienstmann Nr. 122.“ lächelte der Ergatte.

„Das sind Sie nicht! Mich täuschen Sie nicht mehr! Sprechen Sie mir die Wahrheit!“

„Ich sonnte Ihnen ja meine Karte, Baronin. Ich nenne mich sonst Friedrich Baron von D., Mitmeister in preussischen Diensten, erstlich meinen Oberst und endlich vor sehr Jahren aus der Stellung Räte, wo ich zwei Jahre internirt war. In America kochte mir kein Glück, denn ich war und bin ohne Mittel. So schlug ich mich durch, bis nach Wien. Nach tausend vergeblichen Versuchen, eine Stellung zu erlangen, griff ich zur Dienstmannkappe. „Heilig ist die Arbeit!“ pflegte mein Vater zu sagen, obwohl er ein Aristokrat war — ich ziehe es vor, „Nr. 122“ zu repräsentiren, che ich das Mitleid meiner Standesgenossen in Anspruch nehme!“

Aimée sah ihn leuchtenden Blickes an.

„Würden Sie den Posten eines Reisbegleiters bei mir acceptiren?“

„Bei Ihnen? Nein, Baronin!“

„Warum nicht? Beschah bei mir nicht?“

„Weil — Ah, Sie würden mich nicht verstehen!“ —

„Über die Stelle des Gatten ist auch noch unbesetzt“ — lächelte schelmisch und verächtlich Frau von G.

Er juchzte auf. „Baronin — Sie wissen, daß ich Sie liebe?“ —

„Ich heiße Aimée“, flüsterte sie und schlang beide Arme um seinen Hals. Diesmal kam die „Bekräftigung“ zuerst von ihrer Seite.

Im Sommer des nächsten Jahres begegnete man dem Vaor in Eins, wo die Baronin eine Villa besitz.

Seit dieser Zeit fanden sechs bis acht Dienstmänner fast täglich vor dem Café de l'Opera. Sie schienen auch auf eine Commission als Ergatte“ zu warten, — und doch war die Sache verschwiegen geblieben! — Nur mit vertraute sie, als gute Freundin, die Baronin! Und ich plaudere sicher nichts aus vom „Dienstmann 122“.

## Die Polenhändler.



Über die Hausbändler, welche zu Wagen mit allerlei Schmittwaaren aus der Gegend von Hohenplog Schlesien und die benachbarten Provinzen durchziehen, glegt Herr F. Dröglker in der Troppaner Zeitung eine interessante Schilderung, welcher wir folgende Stellen entnehmen: Diese Handelsleute mit weiter Fahrt nennt man zu Lande „Polenhändler“, da die ersten derselben nach der Provinz Polen fuhren, von denen ist der Name auch auf solche übergegangen, welche z. B. nach der Provinz Sachsen oder Brandenburg reisen. Die Handelsartikel dieser Händler sind alle möglichen Leinwands- und Baumwollfabrikate, die durchgehends aus preussischen Fabriken bezogen werden und für deren Erzeugung die Waldenburger und besonders die Reichenbacher Gegend in Preussisch-Schlesien sorgen. Außer diesen Artikeln werden auch kleinere Quantitäten österreichischer und ungarischer Weine abgesetzt, welche trotz Zoll noch manchen Groschen Verdienst abwerfen. Mit der Eröffnung dieses

Handels und der größeren Ausdehnung desselben hörte aber der Haushandel in Schlesien nicht auf, es trat auch hier ein Wechsel der Handelsartikel ein und an die Stelle der Spindel und Spule traten Leinwand, Stoffe und Eisenwaaren, die sammtlich ebenfalls in Preußen bezogen werden. Diese Arten der Handelsleute haben wegen ihrer auswärtigen Handels eine Aehnlichkeit mit den einwandernden Chinesen in Nordamerika, welche dort arbeiten und mit den gemachten Ersparnissen nach Hause kehren. Und gerade wie diese wegen des geringen Lohnes, mit dem sie sich zufriedenthielten und bei welchem andere Arbeiter nicht arbeiten können, den Reich und die Verfolgung auf sich gelockt haben, so ist es auch diesen Händlern schon gegangen, gegen welche besonders die stehenden Geschäfte in den Städten auftraten, wobei natürlich nicht unerwähnt blieb, daß diese Händler nicht einmal Einheimische, sondern Fremde seien. Allerdings verfuhr man auch, besonders bei den Consumenten, das Ausländische zu verdecken, zumindest wird die Heimat

mit Vortheil nach Neustadt O.-S. verlegt, damit die Handelsinteressen nicht in seinen Schaden leiden. Das Leben dieses Handelswärlchens — denn ein solches kann es genannt werden in Anbetracht der Anzahl, welche von etwa zehn Dörfern die ungefähre Höhe von 1000—1500 Köpfen ausmacht — ist ein höchst eigenthümliches. Die Planenwagen der Polen ausmacht — ist ein höchst eigenthümliches. Die Planenwagen der Polen ausmacht — ist ein höchst eigenthümliches. Die Planenwagen der Polen ausmacht — ist ein höchst eigenthümliches.

diese an den Mann zu bringen, creditiren sie Anfängern gerade so wie solchen, die schon längere Zeit ihre Kunden sind. Die meisten Reisen dieser Leute bringen es mit sich, daß sie gewöhnlich nur einmal im Jahre die Heimat aufsuchen und das ist zu Weihnachten. Sie erscheinen dann drei bis vier Wochen vor den Feiertagen, um im Kreise ihrer Angehörigen von den Unannehmlichkeiten der Reise auszurasten, zugleich aber, um die Vorbereitungen für die nächste Tour zu treffen. Zu dieser Zeit erscheinen auch die Agenten, um mit den Handelsleuten die alten Geschäfte abzuwickeln und neue abzuschließen, so daß durch den Zutug aus der Fremde die stillen Dörfer ein sehr lebhaftes Gespräch erhalten. Sind die Feiertage vorüber, so geht es schon wieder an das Ausreisen für die bevorstehende Reise, besonders bei denen, welche ihre Wagen mitgebracht haben. Die Wagen, welche für so weite Touren solid hergestellt sein müssen, werden hergerichtet, allenfalls frische Pferde angeschafft, so daß die kurze Erholungsperiode schnell vergeht. Dieses Leben erfordert aber eine sehr gute Gesundheit, denn nicht Jedermann trägt es, auf den Wagen, welche die beständige Schlafstätte bilden, der Hitze und Kälte ausgesetzt zu sein, da die Wirthschafter nur aufgereicht werden, um eine Ausgangstation für den Hausrhandel zu haben und um die Pferde, welche sorgfältige Wege haben müssen, damit sie die schweren Wagen auf den sonderlichen Wegen fortbringen, einzufallen, Wirthschaftsgemäß zu leben, geht nicht an, da dieses zu viel Geld verfrachtet und die Regie ohnehin groß ist, besonders da die Hausrmädchen gut bezahlt werden.

## Die Giftmischer.

Ein Nachtbild aus Schlesiens finsternen Tagen von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Ein leiser Schauer durchrieselte den Körper der Frau, sie ahnte, daß die Worte des Anklags nicht eine leere Drohung seien, aber sie sagte sich rasch und entgegen mit Festigkeit: „Thue was Du willst! Gott wird mir helfen! Aber ich will nicht mehr Dein tüchtiges Angeficht sehen!“ Und ohne weiter ein Wort zu sagen, bedeckte sie ihr Antlitz mit den Händen, als hätte sie den Anblick des elenden Menschen nicht länger ertragen.

Mit einer Bemühung auf den Lippen strömte Kaspar hinaus.

Es verging kein voller Tag und auch Frau Steidinger wurde in das Gefängniß geführt. Sie wurde beschuldigt, ebenfalls Giftpulver gegeben zu haben. Die Unglückliche zeigte sich mutthiger als die Andern alle; die furchtbaren Folterqualen konnten ihr kein Geständniß entlocken; aber als man ihre Weiden in die Kammer brachte und die Kerkerfenster vor ihren Augen einer Tortur unterwerfen wollte, da war es mit ihrem Widerstande zu Ende und sie bekam Alles was man ihr zur Last legte; sie bat in den rührendsten Ausdrücken, die armen Jungen zu schonen, denn diese allein seien völlig unschuldig. An den steinernen Herzen der Männer des Gerichts prallten all' diese Bitten ab, zu tief sah in den von der schrecklichen Strafe geängstigten Gemüthern die Vorstellung, daß nur durch diese verbrecherischen Menschen die Pest nach Frankenstein gekommen sei und solche Verbreitung gefunden habe.

Das Halsgericht sprach über die sechs eingekerkerten Unglücklichen ohne Weiteres das Todesurtheil. — Hatte man hoch die feste Ueberzeugung, daß die Beurtheiler das Leben von zweitausend Menschen durch ihre schändlichen Mittel vernichtet hätten. Konnte darüber der mindeste Zweifel herrschen? Das schreckliche Sterben hatte ja plötzlich nachgelassen, seitdem diese Anklage nicht mehr ihr Wesen trieben. Denn es war bereits im September und die kältere Jahreszeit hatte begonnen.) Vom kaiserlichen Amt wurde auch das Urtheil ohne Weiteres bestätigt und damit war das Geschick der Kerkerfenster besiegelt. Frankenstein hatte also selbständiges Fortleben das jus gladii, den Blutban, man brauchte deshalb nicht erst das Urtheil, wie es sonst wohl in schwerigen Fällen geschah, einer Universität zur Bewachtung vorzulegen. Hier lag ja die Schuld dieser Missethäter klar am Tage, man konnte kurzen Prozeß mit ihnen machen, und jenes Zeitalter verstand dies vortrefflich. Schon am 20. September, zehn Tage nach der Einziehung des ersten vermeintlichen Schuldigen, schritt man zur Vollstreckung des Urtheils. Auf dem vordersten Wagen, der einige Delinquenten trug, fuhren zwei Henkersknechte mit und unterhielten ein Kohlenfeuer, mit dem die Verurtheilten geprügelt werden sollten.

Frau Steidinger saß mit ihren beiden Brüdern zusammen und

empfund es wie ein Glid, daß sie wenigstens bis zum letzten Augenblick die armen Jünglinge bei sich hatte, die ihr auf der Welt am liebsten waren. Die beehrte Frau suchte das junge Blut zu trösten, das noch immer gar nicht begreifen konnte, warum es zum Tode geführt werden sollte.

„Gott wird uns gnädiger sein als diese Menschen,“ sagte sie, indem sie auf den schreienden, johlenden Heulen wies, der mit allerhand Bemühungen den Zug der „Giftmischer“ begleitete.

„Hörte Ihr mich erwidern, dann sähet Ihr nicht hier oben,“ zischte ihr eine heisere Stimme zu und die schöne Frau sah in das aufgedunsene Gesicht Kaspars, der dicht vor ihr stand.

„Und wenn es noch eine einzige Gerechtigkeit gäbe, dann wirst Du denselben Weg gehen,“ entgegnete Frau Steidinger ernst und ruhig; und bestürzt, keines Wortes der Entgegnung mächtig, verlor sich der Kerker in der Menge.

Unter gräßlichen Wärtern wurden die sechs Unglücklichen gerädert, dann band man ihre erschnittenen Körper auf Pfähle und Ketten und verbrannte sie zu Asche. Frau Steidinger war auch hier die Einzige, die bis zum letzten Augenblick ihre ruhige, gottgegebenen Haltung nicht verlor, selbst der furchtbarsten Schmerz konnte ihr nicht einen Zammerlaut entlocken; sogar die rohen Henkersknechte waren voll stiller Bewunderung über diese ungeheure Kraft und Selbstbeherrschung, und wie gern hätten sie gerade diese Frau geschnitten, die niemals schöner erschienen war, als in diesem letzten schweren Augenblick. Nur die entkommene Menge empfand nicht das mindeste Mitleid, und man sah in der Ergebenheit und Nähe der schönen Todtengräberfrau nichts als Trost und Verstocktheit.

Der Glaube, daß die böse Krankheit nur durch Streuen von Giftpulver verbreitet worden, hatte in allen Gemüthern zu tief Wurzel geschlagen, um so rasch wieder ausgerottet zu werden.

Zimmer neue Unglückliche wurden in dem kleinen schlesischen Städtchen ausgeführt, die sich dieses schrecklichen Verbrechens schuldig gemacht haben sollten, und die von dem Gericht ergriffenen und auf die Folter gesonnenen Opfer gaben auf Verfragen — ob sie noch Mithilddige wählten, in ihrer Todesangst den Ersten Wesen an. So war auch von einem Gefangenen der Todtengräberknecht Kaspar angebehen worden, und alles anfanglichen Leugnens ungeachtet wurde er verurtheilt, nachdem ihm die Folter ebenfalls zum Veden gebracht hatte. Er war der schlechteste Schuldige, der wegen des gleichen Verbrechens zur Nichtthat geführt wurde. Die Prophezeiung der unglücklichen Frau war nur zu bald in Erfüllung gegangen.

## Aus den Tagebuchseiten von Oskar Blumenthal.

Wie wenig vor der Jahre Stichel bleibt  
Von Lust und Scherz!  
Doch was das Leid mit harten Stichel schreibt,  
Das steht in Erz.

Dram' jahre wä'rig nicht der Stunden Zahl,  
Die Dir entglitten:  
Ernst' Dein Alter nach der Wunden Zahl,  
Die Du erlitten.

## Berliner Stickmuster.

Eine Skizze aus dem Berliner Arbeiterleben von W. A. Seieger.

(Fortsetzung.)

Warum haben Sie das gelhan, warum haben Sie ihm den Thaler nicht hingeworfen und Ihre Blätter behalten? rief ich entrüstet. — „Rein junger Freund,

entgegnete er, „wenn man alt geworden ist, ist man besonnener, besonders aber wenn man arm ist, lernt man es, seinen Unmuth zu unterdrücken. Es sind schlechte Zeiten und ein Thaler ist für mich jetzt doch eine kleine Hilfe, das weiß der Mann auch recht wohl. Freilich, es ist nicht schön, nicht human, wenn der Begüterte die Noth des Armen sich zu Nutzen macht und zu der Sorge noch die Bitterkeit erlittener Unrechts fügt.“

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft und gleich darauf trat ein Mann in das Zimmer, dessen Anblick mir noch heute unvergänglich ist. Es war ein Bekannter meines Freundes, und als dieser ihm freundlich die Hand reichte und der Mann an den Tisch trat, so daß das Licht der kleinen Lampe seine Gestalt deutlicher erkennen ließ, sah ich ein Bild des tiefsten Elends vor mir. Seine Haltung war gebeugt und trotz der herrschenden Kälte war er nur mit einem kurzen, dünnen Rock bekleidet.

Das Gesicht war aschgrau und vonummer und Entbehrungen mit tiefen Furchen durchzogen. Die Augen lagen tief im Kopfe und hatten einen fast unheimlichen düsternen Ausdruck. „Ich habe bereits seit vier Wochen keine Arbeit,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, als könne er nur mit Mühe die Bitterkeit über sein Unglück

unterdrücken: „meine Frau, die sonst etwas mit zurechtzulegen, liegt seit 6 Wochen krank und wir haben für unsere drei Kinder nichts mehr zu essen. Alles ist verkauft, um nur die Miete bezahlen zu können, wir haben keine Heizung zum Heizen, kein Brot, nichts. Ich bin bei der Armen-Direction eingekommen um Unterstützung, aber es kann noch einige Zeit vergehen, ehe die Behörden bescheidend sind und ich Frischbrot erhalte. Einige Karten zu Armenzuppen sind Alles, was ich bisher erhalten habe. Ich bin zu Dir gekommen, um Dich zu fragen, ob Du mir vielleicht noch etwas Hilfen abgeben kannst, da ich höre, daß bei Deinem Verleger das Geschäft noch besser gehen soll.“

„Gewiß, gerath,“ rief krank, „Du kannst von mir noch eine kleine Partie Arbeit erhalten,“ ging an sein Spind, langte die Nadel mit den Mustern heraus und gab dem Mann einen Theil davon. „Ich habe zwar auch nur auf 14 Tage für 3 Thaler Arbeit erhalten,“ sagte er, „aber ich will Dir die Hälfte davon geben; ich bekomme vielleicht doch wieder früher zu thun. Damit Du aber auch für den Augenblick etwas Geld hast, will ich Dir gleich die Hälfte des Arbeitslohnes geben, hier nimm! Du wachst doch aber, daß bei unserem Verleger das Duzend 13 Stück hat?“ — „Ich weiß, ich weiß,“ erregte der Andere und wollte seine Muster zusammen. „Es ist kalt,“ sagte mein Freund, „trinke erst noch eine Tasse heißen Kaffee, armer Mann, keine



Im jungen Lens. Originalzeichnung von Placet.



für's Haus.

**Bienenzucht.** In diesem Jahre, wo die Blüten sehr spät zur Erscheinung kommen, ist es nötig, noch im Mai das Füttern der Bienen fortzusetzen. Erst bei eingetretener Tracht sind im Mai die Danksäume zu öffnen und zum Gebrauche einzurichten. Schwache Stöcke werden noch in diesem Monate verstärkt. Schwärme wird es vor Ablauf von 6-8 Wochen schwerlich geben, für solche aber hier passende Wohnungen einzurichten.

**Wetterpropheten im Pflanzenreiche.** Als solche nennen wir: 1. die Ringelblume, 2. die Cichorie, 3. die Gartenmizze, 4. die Eberwurz, 5. das gelbe Labkraut, 6. den gemeinen Sauertleser, 7. das Dungenblümchen. Sind bei 1 die Blumenbehälter Morgens, etwa nach 7 Uhr noch geschlossen, so giebt's an dem Tage Regen. Weichen bei 2 die Blumenbehälter die Nacht über offen, so kommt am folgenden Tag Regen. Ist 3 den Tag über, von 9-4 Uhr mit geöffneten Blumenkronen ausgerichtet, so giebt's am folgenden Tage heiteres Wetter, bei Morgens geschlossenen Blumenkronen kommt an demselben Tage Regen. Das Schließen der Kelchschuppen von 4 deutet auf Regen, das Öffnen auf anhaltend trockenes Wetter. 5 deutet bei gutem Wetter mild und angenehm, bei bevorstehendem Regen stark und widerlich. 6 zieht bei bevorstehendem Gewitter oder Regen die dreizähligen Blätter zusammen. 7 läßt bei drohendem Regen seine Blätter hängen.

**Permanent feuchtes Copirpapier.** Ein jeder Zeit zum Gebrauch fertiges feuchtes Copirpapier bereitet man nach der „D. Allg. Polyt. Ztg.“ mittels einer Auflösung von Chlormagnesium in Wasser, welche mit einem Pinsel auf das Copirpapier aufgetragen wird. So präparierte Blätter bleiben, wenn sie aufeinanderliegen, nicht zusammenhängen wie solche, welche mit Glycerinmischungen präpariert sind.

Allerlei Heiteres.

**Trastischer Vergleich.** Immanuel Kant in Königsberg hatte daselbst eine Wohnung in der Nähe des sogenannten Ochsenmarktes. Einst läutete seine Zuböhrer vor dem Anfang der Vorlesung in dem Auditorium so sehr, daß Kant sich genöthigt sah, ihnen mit folgenden Worten Ruhe gebieten zu lassen: „Sie sollten sich ruhiger halten, damit man nicht merkt, daß Kant am Ochsenmarke wohnt.“

**Der Assistent.** Eine allerliebste Anekdote erzählt man sich von dem Dr. med. Herzog Karl Theodor in Bayern. Der Secretair des Herzogs fragte im Namen seines Gebieters schriftlich bei Posteur an, wann für den Herzog und seinen Assistenten der gelungene Zeitpunkt wäre, um den Experimenten Pasteurs beiwohnen zu können. Die in den verbindlichsten Worten abgefaßte Antwort stellte es dem Bringen frei, den Termin selbst zu bestimmen. Zum Schlusse des Briefes wurde die laie Anbeutung ausgesprochen, man habe es unterlassen, den Namen des Assistenten zu nennen. Der Vollständigkeit der Beschlüssen wegen möge der Name angegeben werden. Das nach Paris gesendete Antwortschreiben war kurz: „Ich komme, sobald ich einige Verpflichtungen gegen Augenleidende, die unter meiner Behandlung stehen, erfüllt habe. Mein Assistent ist meine Frau, die sich mir zu Liebe mit größter Aufopferung allen Anforderungen fügt und bei jeder Cur, die ich unternehme, mein hülfreicher Assistent ist.“

**Inzerate.** „Diejenigen Herrschaften, die an Hühneraugen, Einwachs der Nägel, Wallen und Warzen leiden, werden schmerzlos befreit vom geprüften Operateur B. aus B.“ — Das heilsame „Wochenblatt“ macht bekannt, daß „Schweine, Hühner, Tauben und Spatzen in Folge des Genusses von Mutterkorn betäubt oder wohl gar todt von Dache gefallen seien.“ — Die Dantscher „Volkzeitung“ macht bekannt: „Die dreifährige Tochter des Schiffers A. F. fiel am 29. August, Nachmittags, von dem ilternlosen Fahrgzeug und ertrank.“ — Ein anderes Blatt macht bekannt, daß schon jetzt Nordpolexpeditionsheringe und zwar „marinirt“ bei Herrn Naumann eingetroffen seien.

**Folgen der Zonste.** Ortsvorsteher: Und ja erheben Sie denn noch einmal mit mir Ihre Gläser, meine Herren, und lassen wie den Herrn Landrath leben! — Landrath (zu seinem Nachbar gemeldet): Mit dem ewigen Lebentassen bringen einen die Kerle reinweg um.

**Große Fäße.** Eine amerikanische Zeitung bringt auf die angeblich ungewöhnlich großen Fäße der Damen in Chicago folgende Satire: In Chicago ist gegenwärtig eine Amerikanerin, Miß Dora, Mitglied einer angesehenen Wägersfamilie, ausgestellt, welcher der Impresario für eine einjährige Rundreise 50 000 Dollars, ein Landgut und einen Mann garantiert. Miß Dora ist klein, zart, hat aber die größten Fäße der Welt, dieselben messen der Länge nach sechzig Centimeter, die einfachsten Lederschuhe kosten für sie in der Fabrik 25 Dollars.

**Heberttrumpf.** Die Frauen zweier Kerze ercaiferten sich über das Vielbeschäftigtsein ihrer Batten. „Mein Mann ist so beschäftigt,“ sagte die Eine, „daß er stets seinen Wagen angepumpt bereit stehen hat, gerade wie bei der Feuerwehr.“ „Und mein Mann,“ entgegnete die Andere, „hat wegen seiner vielen auswärtigen Patienten auf jedem Bahnhofe eine geheizte Locomotive bereit stehen.“

Spiele und Denkaufgaben.

Schach.

(Herausg. von S. Windwig in Leipzig.)  
Aufgabe Nr. XVI.  
Von G. Schlechter in Tübingen.  
SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

- Lösung der Schach-Aufgabe 14.
1. D d3-h7 d5-e4;
  2. D h7-f5 † beliebig.
  3. e2-e3, 1. d2-f4 †.
  1. . . . . K e5-e4;
  2. S d4-h3 beliebig.
  3. D h7-d3 †.
  1. . . . . K e5-d4;
  2. e2-e3 † beliebig.
  3. D h7-e2 resp. e7 †.
  1. . . . . T e4-e4;
  2. D h7-e7 † beliebig.
  3. D e7-e5 †.
  1. . . . . beliebig.
  2. S d4-e6 † u.

Dreifüßiges Scherzräthsel von Ed. Hartmann.

Einmal rief im Zoologischen Garten  
Im Drang ein Herr: „Ach hören Sie!  
Ich kann nicht ran, was nützt mein Barten,  
Wie heißt im Käfig dort das Vieh?“  
Doch während näher er sich drängte,  
Trat er auf meine Behen mit,  
Trotz Schmerz ich doch Geduld noch schenkte,  
Nur nannt ich silberweiß das Thier.  
Jetzt singen Alle an zu lachen,  
Der Herr jedoch hieb auf mich ein  
Und sprach: „Das ist für's Bißge machent!“  
— Was mag das für ein Thier nun sein? —  
Die erste Silbe spricht in Behen,  
Die zweite groß dich männlich an,  
Gehorcht ist die dritt' zu sehen,  
Zugleich das Ganze auch so dann.

Königszug von Albert Stabenow.

be-	com	der	aus	tau-	Ma-	a	der
Gis	frei-	dem	gel	gen	er	rote	frei-
Ro-	reid	ic	Strom	alt-	hend	Wens	nach
die	ic	aus			dem	grub	dem
ung	von	blatt			für-	des-	der
Goff-	neu	ling	früh-	glück-	be-	laßt	Wal-
zo	ist	be-	stern	bet	nig	Werk	ic-
es	gel	mit-	le-	son-	fällt	sich	der

Silbernräthsel von Albert Stabenow.

Aus den folgenden 35 Silben und Buchstaben sind 13 bekannte Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben derselben bilden von oben nach unten gelesen den Waptspruch, dagegen die Endbuchstaben (auch von oben nach unten gelesen) den Namen eines bekannten Humanisten.

a, ba, tur, ge, i, gast, ac, tiv, lau, ti, go, lau, ne, por, der, ra, ban, wol, ruch, ey, ha, ig, ear, hor, a, di, na, nal, su, hu, la, ruch, rat, gi, or.

Die Wörter bezeichnen: 1. eine Stadt in Nähren, 2. einen katholischen Waptenträger, 3. einen deutschen Dichter, 4. eine Insel West-Indiens, 5. ein Hochland in Mittel-America, 6. ein apokryphisches Buch der Bibel, 7. eine Seigerungsküte der Eigenschaftswörter, 8. einen Sinn, 9. einen Schloßort in Ostpreußen, 10. eine Stadt in Pommern, 11. einen Berg in Asten, 12. eine Blume, 13. ein Kleidungsstück der Türken.

Diamant-Räthsel von W. Brunko.

A diamond-shaped grid of numbers for a logic puzzle. The numbers range from 1 to 14, with some cells containing multiple numbers. The grid is 14 cells wide and 14 cells high, forming a diamond shape.

1. ein Consonant, 2. ein Metall, 3. ein Monat, 4. eine Stadt in Italien, 5. ein Land in Oesterreich, 6. ein englischer Schriftsteller; 7. ein deutscher Schriftsteller, 8. ein asiatischer Fluß, 9. ein Längenmaß, 10. ein Religionsstift, 11. ein römischer Feldherr, 12. eine europäische Hauptstadt, 13. ein Consonant. 1 bis 14 feinkreuz ergeben den unter 7 genannten Schriftsteller.

kleine Wortbild-Räthsel von v. Linde.

1. TOE m      2. S en D Er N n/e

Auflösungen der Räthselaufgaben in Nr. 29.

Des Kapfelräthfels von B. Schröder: 1. Dering, 2. Hamster, 3. Tiger, 4. Ohse, 5. Rabe, 6. Zebu, 7. Egel.

Des Räthfels von B. Schröder: München - Münchshufen.

Des Kriptomographs von Petersky:

Eintagsfliege, Reißstippt, Aischaffenburg, Nera, Ural, Eldorado, Venese, Guanaco, Epiturocaer, Jehovah, Beaumont, Emden, Paterna magica.

Der Permutationsaufgabe von Gb. Hartmann.

1. Beer, 2. Ebsen, 3. Nhebe, 4. Genua, 5. Cham, 6. Naro, 7. Mode, 8. Alrus, 9. Cort, 10. Parem, 11. Lepiti, 12. Selma, 13. Ober, 14. Kenie, 15. Gras, 16. Echter, 17. Nebel. - Vorgen macht Sorgen.

Des Wortbildräthfels von K. Anders: Worte sind Zwerge, Beispiele sind Riesen.

Inhalt: Die Häre von Belmar. Historischer Roman von Julius Ceoffa. (Fortsetzung). - Die Heberschwemmen des Frühjahres 1836. (Mit Illustration). - Meines Lebens Roman. Von H. von Eiden. (Fortsetzung). - Eierschuppe. (Mit Illustration). - Dienstmann „12“. Eine Wiener Schale von Moritz Antoniaette von Barfoote. - Die Polenhandler. - Die Stimmhühner. (Mit Illustration). - Eine Schale aus dem Berliner Winterthier von W. K. Ringer. (Fortsetzung). - Merici Räthsel. - Für's Haus. - Merici's Geistes. - Spiele und Denkaufgaben: Schach, 1845ft. - Correspondenz.

Correspondenz.

B. Emmer. Die 'Violinsicht' von G. Courvoisier. Köln, P. J. Zenger. Preis 1/4 R. U. U.
H. Taylor. Als eines der besten Instrumente der Art wird die 'Violin-Zither' von Herrenheller in Regensburg bezeichnet.
Oberförster W. Eben an dieser Stelle eine Anstalt zu rufen, welche...
Serrante J. Beer. Ein ganz dummes Spiel gilt als Gesetz, daß in sogenannten gemüthlichen Ehen die Kränke in der Confession des Vaters, die Mädchen in der Confession der Mutter erpogen werden müssen.
Serrante J. Beer. Ein ganz dummes Spiel gilt als Gesetz, daß in sogenannten gemüthlichen Ehen die Kränke in der Confession des Vaters, die Mädchen in der Confession der Mutter erpogen werden müssen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem genannten Inhalte dieses Blattes ist untersagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des Fabrikanten und Kaiserlich Königlichem Hoflieferanten F. V. Grunfeld, Landeshut in Schlesien, vorzunehmen, um bei Bedarf in weissen wie bunten Leinwand- und Baumwollenwaaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern etc. sich Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche portofrei versandt werden. Bei Anschaffung von Ausstattungen oder beabsichtigten größeren Einkäufen dürfte es lohnend sein, selbst aus grösserer Entfernung eine Reise nach Landeshut zu unternehmen. Der Monumentalbau des Geschäftshauses bildet ein Sehenswürdigkeit.

Advertisement for Carort Gleichenberg in Triemmach. Includes logos for 'GOLDENE PARIS 1875 MEDAILLE', 'K. K.', 'ALLERHÖCHSTE ANERKENNUNG', 'Ehrendiplom', and 'GOLDENE AMSTERDAM 1882 MEDAILLE'.

Brustleidenden. Jed. Art, nach einem U. Arzt, aufgehoben, erweise ich, trotz hoher Inangre. gehend, meine sich recht bemüht, beherdlich genau gepulste, fast kostenlose Radikalcur. Gldz. Zeugn. aus den höchst. Arzt. Versuchs, des Lebens an P. Weisshaus, Treppen-Strassen.

Ein Kaufmann mit 50 000 Mark gesucht als thätiger Socius behufs Erweiterung einer Fabrik mit allem vorzüglichen Penonmie. Gesh. Offerten sub H. V. 188 buch Rudolf Wisse, Rüggeburg, erbeten.